

Der Hopfenbau in der Altmark.

Von

Dr. A. Mertens in Magdeburg.

(Mit einer Karte.)

Der Hopfen (*Humulus Lupulus L.*) kommt in der ganzen Altmark in den moorigen Niederungen zwischen den Diluvialhochflächen wild vor. Hier spriessen aus dem unterirdischen, ausdauernden Stamme alljährlich mehrere, am Grunde etwas verholzende, nach der Spitze zu krautartig bleibende, 4 bis 9 m lange, kantige Stengel, die wie die Blattstiele mit hakenartigen, zum Festhalten geeigneten Haaren besetzt sind und sich nach rechts um dargebotene Stützen, die Stämme der Sträucher und Bäume, winden.

Da an diesen Örtlichkeiten das Buschwerk oft nur niedrig bleibt, so überziehen die Hopfenpflanzen zuweilen grössere Flächen und bilden dann im Verein mit ihren Trägern undurchdringliche Dickichte. Die langgestielten, unten herzförmig eingebuchteten, tief 3 bis 5 lappigen, am Rande gesägten Blätter stehen sich paarig gegenüber und gleichen in der Form den Blättern der Weinrebe, unterscheiden sich von diesen jedoch sofort durch ihre rauhe Oberseite. Nach der Blüte sind die Hopfenstauden von zweierlei Art, entweder männlich oder weiblich. Bei den männlichen Pflanzen hangen aus den Blattwinkeln, ähnlich wie bei den Brenn-Nesseln, lockere Trugdolden von grünlich-gelben Blüten, die 5 Blütenhüllblättchen und 5 Staubgefäße enthalten. Noch jetzt wird, wie im vorigen Jahrhundert¹ eine solche Pflanze in

¹ Beckmann: Historische Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg, III. Teil. 1753. S. 665: „will auch sonsten von den *botanicis* von zweyerley Art von Hopfen geredet werden, derer einen sie *Marem*, den andern *Fœminam* nennen. *Fœmina* ist die tragende Art, *mas* blühet wohl, trägt aber nicht und wird daher *Lupulus sterilis* Nesselhopfen geheissen, weil die Blüten sich der Blüte des grossen Nessels gleichen, welche dieser Hopfen in grosser Menge trägt, aber ohne erfolgende Frucht. Nur wollen einige, daß es zweyerley Arten seien sollen, nicht zugestehen, sondern behaupten, daß dieser Nesselhopfen ein wahrer, aber aus der Art geschlagener Hopfen sei.

der Altmark als ein unfruchtbarer Hopfen, der „Nesselhopfen“, bezeichnet. Bei den weiblichen Pflanzen sitzen in zahlreich bei einander stehenden grünlichen Zapfen hinter herzförmigen Schuppen je 2 einfache Blüten, in denen eine schlauchartige Hülle einen eiförmigen Fruchtknoten zur Hälfte umschließt, während 2 lange, klebrige Narben weit aus den Schuppen hervorragen. Durch den Wind wird der Blütenstaub der männlichen Blüte oft weither zu diesen Narben getragen, und er befruchtet sie dann, sodafs in der bleibenden Hülle ein einsamiges Nüfchen entsteht. Während des Reifens der Frucht vergrößern sich die Deckschuppen, und die Zapfen bilden dann lang herabhängende Fruchtstände, die sog. Dolden. Diese Vergrößerung der Zapfenschuppen tritt aber auch bei der unbefruchteten Blüte ein.

Besonders die Schlauchhüllen der weiblichen Blüten, ferner aber auch die Innenseiten der Deckschuppen tragen zahlreiche gelb bis orange gefärbte, kleine Harzdrüsen, die sich leicht abstreifen lassen und als klebriges Hopfenmehl bekannt sind. Sie enthalten ätherisches Hopfenöl, Harze, Bitterstoffe, Gerbsäure u. a. m. Von diesen besitzt besonders das Hopfenharz die wirksamen Bestandteile, wegen derer man den Hopfen bei der Bierbrauerei verwendet; es giebt dem Biere den bitteren Geschmack und macht es haltbarer, indem es die Spaltpilzgährung hemmt.

Bemerkenswert ist es, dafs dieses Hopfenmehl in den unbefruchteten Zapfen reichlicher und feiner wird, als in den befruchteten. Ferner ist auch die Art des Bodens, auf dem die Pflanze wächst, von Einfluß auf die Güte des Mehls. Da aufserdem die in den befruchteten Blüten entstandene Hopfennuß dem Biere einen unangenehmen Beigeschmack giebt, so verwendet man in der Brauerei am liebsten feine, unbefruchtete Zapfen, und das Streben beim Anbau der Pflanze geht in der Altmark heutzutage dahin, den Nesselhopfen möglichst vollständig auszurotten, um die Fruchtbildung zu verhindern. Völlig wird die letztere allerdings trotz aller Mühe nicht ausgeschlossen werden können, da, wie eben gesagt ist, der Wind den Blütenstaub, und zwar meilenweit übertragen kann.

Geschichte des Hopfenbaus in der Altmark.

Bis zur Zeit Pipins und Karls des Großen, also bis zum Ende des 8. Jahrhunderts kannte man kein gehopftes Bier¹. Zum ersten Male wird Hopfen als Bierzusatz im Jahre 1079 erwähnt. Seit jener

¹ R. Kobert: Über den Kwafs. Wiener klinische Rundschau 1895/96. S. 2.

Zeit ist jedoch die Verwendung dieses Stoffes bis zum Ausgange des Mittelalters nach und nach allgemeiner geworden.

Zunächst wird man wohl den wilden Hopfen gesammelt und gebraucht haben. In den Dörfern bei Arendsee in der Altmark haben sich sogar noch im Jahre 1776 die Bauern zur Bereitung des Haus-trunkes des wilden Hopfens bedient¹. Doch muß auch schon frühzeitig darauf Bedacht genommen sein, durch Anbau und Pflege bessere und reichlichere Ware zu bekommen; denn bereits im Jahre 768 wird in einer Urkunde Pipins eines Hopfengartens gedacht, und seit dem Jahre 1000 werden solche mehrfach erwähnt.

Auch die Altmark gehört zu denjenigen Gebieten unseres deutschen Vaterlandes, in denen der Anbau der Hopfenstaude bereits sehr alt ist. Zwar giebt uns keine Urkunde darüber Auskunft, wann dieser wichtige Zweig der altmärkischen Landwirtschaft hier Fuß gefaßt hat; wir können aber annehmen, daß er schon vor dem Jahre 1300 bei der Stadt Gardelegen von hervorragender Bedeutung gewesen ist.

Der Ort Gardelegen wird als Stadt zum ersten Male im Jahre 1196 genannt. Siegel und Wappen zeigen in der einen Hälfte des gespaltenen weißen Schildes den halbierten brandenburgischen roten Adler, in der anderen berankte Hopfenstangen. Die ältesten Geschichtsschreiber der Altmark: Entzelt² und Ammersbach³, verlegen die Verleihung dieses Wappens, an dem uns die Hopfenranken von Bedeutung sind, zurück in die Zeit des Königs Heinrich I. Sie schreiben übereinstimmend: „... Diesen roten Arndt theilet der Keyser (nämlich Heinrich) zum wapen auch aus | seinen lieben Altmerckischen stedten | da sie zuvor mit Stöcklein | roten sencklen und sonderlichen knoten vnd mit den Heiligen jhren Patronen siegelten | anzuzeigen | sich an den roten Arendt zu halten | vnd dem bey zu stehen trewlich.“ „. . . Garleben gab er den halben Arendt mit drey hopstacken | mit daran geranckelten hoppen.“

Auch der für die Schilderung der Geschichte seiner Zeit wichtige Chronist der Stadt Gardelegen, der Pfarrer Chr. Schultze, berichtet in seinem Werke: „Auff- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen“⁴

¹ General-Tabelle der im Jahre 1775 vorhandenen und im Frühjahr 1776 neu angelegten .. Hopfenstühle vom 5. Sept. 1776. Kgl. Geh. Staats-Archiv. Berlin. Akt. d. General-Direktoriums.

² M. Christoph Entzelt von Salfeldt: Chronicon. Magdeburg 1579.

³ H. Ammersbach: Churbrandenburgische, Märkische, Magdeburgische und Halberstädtische Chronica. Halberstadt. 1682. S. 76.

⁴ Chr. Schultze: Auff- und Abnehmen der löblichen Stadt Gardelegen.

mit jenen übereinstimmend, daß Heinrich I. der Stadt das bekannte Wappen verliehen habe. Leider sind die Angaben dieser drei Männer nicht zutreffend, sonst würden wir den Hopfenbau bei Gardelegen bereits am Anfange des 10. Jahrhunderts annehmen müssen. In dieser Zeit nämlich sind Wappen überhaupt noch nicht vorhanden gewesen; sie erscheinen vielmehr erst als persönliche Wappen um die Mitte des 12. Jahrhunderts,¹ als Stadtwappen nicht vor der Mitte des 14. Jahrhunderts;² Stadtsiegel sind entstanden, als sich für die Städte ebenso wie für die Fürsten das Bedürfnis nach einer Beglaubigung von Urkunden herausstellte. Als Siegelbilder sind gewählt worden unter anderen Attribute eines Gewerbfleisses, welche dann öfter zum Zeichen der Landeszugehörigkeit mit dem Wappen des Landesherrn verbunden wurden.³ So können wir uns das Siegelbild von Gardelegen entstanden denken. Die eine Hälfte zeigt den landesherrlichen Adler, die andere ein Bild, das ein Gewerbe, nämlich den Hopfenbau, sinnbildlich darstellt.

Das älteste bekannte Siegel dieser Art stammt aus dem Jahre 1309. Es zeigt neben dem halben Adler fünf schwachgebogene Gerten, die aus einem-querliegenden Stamme oder einer Erdscholle herauswachsen, ihre Wurzeln nach unten durchgesteckt haben und am oberen Ende kopfartig verdickt sind. Ein neueres Siegel aus dem Jahre 1390 zeigt 6 Gerten und neben diesen verwischte punktartige Spuren von Blattwerk.

Das zuerst erwähnte Siegel hat Goetze⁴ Veranlassung gegeben, das Gardelegener Wappen als ein redendes hinzustellen. Er sagt von ihm, daß es in seiner älteren Gestalt keineswegs die Hopfenstangen zeige, sondern aus dem Boden wachsende Blumen, welche einen Garten (niederdeutsch *Garden*) darstellen sollen. Damit würde sich für den Namen Gardelegen die Bedeutung Gartenstadt ergeben. Daß diese Erklärung nicht zutreffend sein kann, ergibt sich schon aus der

Stendal 1668. S. 10 und S. 126: „... ist der Hopfen-Bau | welcher wol dieses Ortes ziemlich alt seyn mag | weil ihn Kayser Henricus Auceps schon zu seiner Zeit allhier | für andern Orten | gefunden und angetroffen hat | auch davon Anlaß und Gelegenheit ergriffen | dem Stadtwapen die Hopffenrancken zu geben.“

¹ Winkel: Die Wappen und Siegel der Städte, Flecken und Dörfer der Altmark und Prignitz. 24. Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für vaterländische Geschichte und Industrie. Heft I. Magdeburg 1894. S. 6.

² Winkel: a. a. O. S. IV.

³ Winkel: a. a. O. S. III.

⁴ Goetze: Urkundliche Geschichte der Stadt Stendal. Stendal 1873. S. 583.

Endung legen = leben, dann aber spricht auch der plattdeutsche Name der Stadt dagegen; dieser ist allgemein Garlä. Wäre er von Garten, plattd. *goarn* abgeleitet, würde er notwendig Goarlä lauten müssen. Wahrscheinlicher ist die von Winkel gebotene Annahme: Gardelegen = Gardeleben = Gardolfsleben = *mansio sive locus (hereditas) Gardonis* oder *Gardolfi*.¹

Damit fällt für uns aber auch jede Veranlassung, die Stangen nicht als Hopfenstangen anzusehen. Schon Beckmann sagt a. a. O. S. 51:² „Das alte Majorsiegel stellet die stangen mit dem hopfen so gar deutlich nicht vor, sonderlich oben, da die spitze einem einzeln gewächse ähnlicher, als einem flausch hopfenhäuptlein; die es doch sein sollen. Das neue Majorsiegel ist besser gerahten, und stellet alles ganz deutlich vor.“ Die von ihm beigegebene Abbildung zeigt auch deutliches Blattwerk.

Es läßt sich daher ohne weiteres annehmen, daß auch die 5 Ger ten des Siegels von 1309 Hopfenstangen sein sollen, daß nur der Stempelschneider noch nicht die nötige Geschicklichkeit besessen hat, um Blätter und Ranken darzustellen.

Bedenkt man ferner, daß in Gardelegen zum Beginne des 14. Jahrhunderts die Bierbrauerei bereits blühte, daß der Stadt im Jahre 1314 das Recht, Malz zu machen, vom Markgrafen Waldemar verliehen wurde, nachdem bis dahin in der Altmark nur Tangermünde es besessen hatte, so muß man zu der Überzeugung kommen, daß zu dieser Zeit, also am Beginne des 14. Jahrhunderts, der Hopfenbau bei Gardelegen schon in gutem Gange gewesen ist, daß also der Anfang desselben mindestens im 13. Jahrhundert zu suchen ist, wenn nicht noch früher.

Sind somit Siegel und Wappen von Gardelegen für die Bestimmung der Zeit des Anfanges des Hopfenbaus in der Altmark von Bedeutung, so läßt sich das Gleiche nicht sagen von denen des benachbarten braunschweigischen Fleckens Calvörde. Dessen Wappen „besteht aus einem gespaltenen Schilde, in dessen vorderer Hälfte ein goldener (also in den Landesfarben gehaltener) Löwe aus dem Spalt hervorsticht. In der hinteren Hälfte erscheinen ... drei braune 1 : 2 gestellte Hopfenblüten (nicht Blätter), die an den in der Umgegend stark betriebenen Hopfenbau erinnern sollen.“³ Doch stammt dieses Wappen erst aus jüngerer Zeit. Noch im Jahre 1637 hat das Amt

¹ Winkel: a. a. O. S. 36.

² Beckmann: a. a. O. V. Teil S. 51. — Siehe auch die Abbild. auf der Karte.

³ Winkel: a. a. O. S. 44. — Siehe auch die Abbildung auf der Karte.

Calvor ein Siegel, in dem ein Schild durch einen gewellten Querbalken in zwei Hälften getrennt wird; in der oberen steht ein nach rechts schreitender Löwe, in der untern sind zwei nach oben gerichtete Bärenatzen zu sehen. Von Hopfenzeichen ist demnach in dieser älteren Zeit noch nichts zu bemerken.

Bei Gardelegen haben wir also den Ursprung des Hopfenbaus in der Altmark zu suchen. Die geernteten Zapfen wurden zunächst in der Stadt selbst, dann auch in der Nachbarschaft zur Bierbrauerei verwandt. Allerdings ist die Zahl der Gardelegener Brauer anfänglich nur gering gewesen. Chr. Schultze giebt an,¹ daß im Jahre 1400 kaum 5 Brauer in der Stadt gewohnt haben, deren Bier noch unbekannt und schlecht gewesen ist, sodafs das Tangermünder Bier und der Soltmann den Vorzug gehabt haben. Bald jedoch nahm das Gewerbe einen gewaltigen Aufschwung, „weil Gott diesen Ort mit der Gabe gut Bier zu brauen ansah, massen dann gute Abfuhr war und es weit und breit gesucht wurde, daß alle benachbarte Biere darüber zurück gesetzt wurden.“² Die Zahl der Brauberechtigten stieg fortwährend. Im Jahre 1567 betrieben von 606 schofspflichtigen Personen in der Stadt 176³ die Brauerei,⁴ „sodafs hier selbst mehr braustellen als irgend an einem andern ort in der Mark gefunden werden.“ Diese Beschäftigung war so angesehen und so lohnend,⁵ daß selbst Magistratspersonen und Schulkollegen, also studierte, sog. lateinische Brauer es nicht für unter ihrer Würde hielten, der Brauer-Innung anzugehören. Die Menge des hergestellten Gebräus muß dem entsprechend ganz gewaltig gewesen sein. Wie Chr. Schultze⁶ erzählt, wurde das Bier, das nach der Stadt die „Garlei“ genannt wurde, in solcher Menge gesotten, „daß alle Tage dessen etliche hundert Wagen hin und wieder in die benachbarten Örter geführt wurden, und die Stadt davon nicht geringen Nutzen hatte.“ Besonders in der benachbarten Universitätsstadt Helmstedt wurde es von Studierenden und Professoren viel getrunken. Es

¹ Chr. Schultze: a. a. O. S. 107.

² Chr. Schultze: a. a. O. S. 107.

³ Bauke: Mittheilungen über die Stadt und den landrätthlichen Kreis Gardelegen. Stendal. 1832. S. 51. giebt ohne nähere Jahreszahl, aber doch aus der Zeit unmittelbar vor dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges sogar 250 Brauer an.

⁴ Dritter Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie. Neuhaldensleben. 1840. S. 78.

⁵ Beckmann: a. a. O. Teil 5. S. 55. berichtet, daß damals der Grund und Boden einer wohl gelegenen Braustelle so viel gekostet hat, als es jetzo (d. h. um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) mit dem Gebäude kostet, so darauf stehet.

⁶ a. a. O. S. 107.

muß auch ganz vortrefflich gewesen sein, denn von Ärzten wurde es als eins der ersten Gesundheitsmittel empfohlen, von Schmeckern dem Weine (der allerdings in der Altmark und ihrer Umgegend sauer genug gewesen ist) vorgezogen, von Dichtern als Nektar besungen. Als der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig die Garlei in Helmstedt verbot, warf sich kein Geringerer als der berühmte Helmstedter Professor Heinrich Meibom (1555—1625) zu ihrem Fürsprecher auf. In einem langen lateinischen Gedichte, in dem ein „Um I. F. Durchl. auff Dero Julius-hohen Schule sämptliche Lehrer und Studierende wol-verdientes und ferner sich zu verdienen beflissenes Bier von Garleben“¹ personifiziert auftritt, legte er die Vorzüge dieses Bieres gebührend und in so wirksamer Art dar, daß das Verbot alsbald wieder aufgehoben wurde.

Wesentlich infolge dieses Erwerbszweiges war die Stadt Gardelogen reich und blühend geworden. Um so tiefer war der Fall, den der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken und Gräueln ihr bereitete. Von allen altmärkischen Städten hat sie durch Einquartierungen, Kriegsschatzungen, Raub, Plünderung, Brand u. s. w. am meisten gelitten.² Von den 478 Wohnhäusern, die man in ihr im Jahre 1567 zählte, waren im Jahre 1664, also 16 Jahre nach dem Friedensschlusse, nur noch 151 vorhanden. Auch die Bevölkerung war gegen die frühere Zeit verschwindend klein geworden. Die Garlei aber mundete auch nach dieser verderbenbringenden Zeit, und so kam es, daß die Stadt sich allmählich wieder erholte. Die Zahl der Wohnhäuser stieg bis zum Jahre 1704 wieder auf 433, die Zahl der schospflichtigen Bürger auf 492, die der brauberechtigten auf 138.³

Doch hat der Absatz des Bieres seitdem allmählich nachgelassen, und zwar wesentlich infolge der inneren Wirtschaftspolitik der preussischen Regierung jener Zeit. Nachdem bisher die Braufreiheit geherrscht hatte, d. h. jeder Krugbesitzer in Stadt und Land seinen Bedarf an

¹ So lautet die Unterschrift einer deutschen Übersetzung jenes Gedichtes. — Außer dieser giebt es noch eine zweite hochdeutsche, eine plattdeutsche und eine griechische. S. übrigens Anhang.

² Seit dem Jahre 1626 hat sie fast ununterbrochen feindliche Besatzung, abwechselnd Kaiserliche, Schweden, Brandenburger, gehabt, denn die letzteren waren, obwohl Truppen des eigenen Landesherrn, wegen ihrer Zuchtlosigkeit fast noch mehr gefürchtet als die übrigen. Pappenheim hat mit seinem Regiment über 2 $\frac{1}{4}$ Jahr in Gardelogen sein Standquartier gehabt. Von 1641 bis zum Friedensschlusse haben die Schweden den immer noch festen Platz besetzt gehalten.

³ Dritter Jahresbericht des Altmärkischen Vereins für Geschichte und Industrie. Neuhaldensleben. 1840. S. 77.

Bier decken konnte, wo er wollte, war seit dem 30. Dezember 1727 in den benachbarten Städten Stendal, Salzwedel, Tangermünde, Osterburg und Seehausen das Krugverlosen eingeführt, d. h. es wurde durch das Los jeder Krug einer bestimmten Brauerei zugewiesen. Es sollte auf diese Weise die „Nahrung“ gleichmäßiger unter die Brauer verteilt werden, da vordem mancher große Brauer durch Verkauf des Bieres unter der Taxe und andere Mittel eine größere Zahl von Krügen an sich gezogen hatte. Damit war aber auch der Verkauf von den Nachbarorten, also besonders auch von Gardelegen aus, ungemein erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht. Es wäre in letzterer Stadt also schliesslich zu viel Bier erzeugt worden; und so entschloß man sich endlich im Jahre 1738 (nachdem im Jahre vorher 94, in diesem Jahre 60 Brauereibesitzer den Antrag gestellt hatten) das Reihebrauen einzuführen, der Art, daß in jedem Viertel der Stadt eine gewisse Anzahl von Berechtigten zugleich brauen mußte, die dann von anderen der Reihe nach abgelöst wurden. Damit sank natürlich die Menge und der Absatz des gebrauten Bieres¹ und zugleich der Wert der Brauhäuser, sodaß es verständlich ist, wenn Beckmann, wie oben bereits angeführt ist, sagt, daß eine Braustelle mit dem Gebäude darauf jetzt (1751) nur so viel koste, wie früher der bloße Grund und Boden.

Ihre Güte hat die Garlei trotzdem bewahrt. Als der Zar Peter der Große im Jahre 1698 durch Gardelegen kam, hat er sich das Bier recht wohl schmecken lassen, „solches auch vorzüglich gelobt“;² „wie es denn auch wirklich noch seine vorzügliche Güte hat“, fügt der Chronist Beckmann hinzu.

Aber trotz dieser Güte ging die Brauerei infolge der erwähnten Umstände und auch deshalb zurück, weil der Garlei durch Wein, Duchstein (Bier von Königslutter) und andere Modebiere Abbruch gethan wurde. Von der einstigen großen Blüte des Brauereigewerbes war in Gardelegen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nichts mehr zu spüren, und sie hat sich auch bis zur Gegenwart nicht wieder zeigen wollen.

In unmittelbarem Zusammenhange mit diesem gewaltigen Aufschwunge der Brauerei in Gardelegen seit dem Jahre 1400 steht der Aufschwung, den der Hopfenbau in der Stadt genommen hat. Die Brauer bedurften ja größerer Mengen der würzigen Dolden, pflanzten

¹ Noch im Jahre 1719 wurden in Schenkkrügen 45400 Tonnen Garlei verzapft, im Jahre 1750 noch 12682 und 1800 nur noch 2134 Tonnen. Hermes-Weigelt: Handbuch vom Regierungsbezirk Magdeburg. Magdeburg 1843. Teil 1. S. 116.

² Beckmann a. a. O. S. 55.

daher in ihren Gärten die Hopfenstaude in bedeutendem Umfange an; und auch andere Bürger wurden veranlaßt, dasselbe zu thun, da sie ihre Ernte stets zu gutem Preise los werden konnten. Wie ein dichter Wald zogen sich die Pflanzungen rings um die Stadt. Hopfendarren wurden draussen in den Gärten in kleinen, sogenannten Hopfenhäusern, teilweise aber auch innerhalb der Ringmauern in Verbindung mit den Brauereien angelegt, letzteres zum größten Nachteile der Bürgerschaft; denn die gewaltigen Brände, die Gardelegen leider so häufig heimgesucht und fast alle Zeugen älterer Zeit vernichtet haben, besonders die Feuersbrünste in den Jahren 1503 und 1526, denen je die halbe Stadt zum Opfer fiel, sind fast immer in den Darren entstanden.¹

Der gute Ertrag der Hopfengärten bei der Stadt veranlaßte nun aber auch die Bewohner der Umgegend, die ebenfalls dazu geeigneten Boden hatten, dem Hopfen ihre Aufmerksamkeit zu schenken, ja in einzelnen Ortschaften wurde der Hopfenbau schliesslich so stark betrieben, daß er „nächst dem Ackerbau ein Gewerk ausmacht.“² So wird berichtet von Calbe a. M., Kassiek, Lindstedt, Altmersleben, Jeggau; selbst bei der Isenschibbe, der Burg von Gardelegen, und Weteritz, wo heutzutage kein Hopfen mehr zu finden ist, soll er in großer Menge angepflanzt sein. Auch im Osten der großen Gardelegener (jetzt Kolbitz-Letzlinger) Heide, in Burgstall und den umliegenden Dörfern wurde damals ein so guter Hopfen gezogen, daß der Wispel 2 bis 3 Thaler teurer bezahlt wurde, als von dem übrigen altmärkischen.²

Es ist jedoch nicht anzunehmen, daß die aufgezählten Orte die einzigen gewesen seien, wo vor dem Kriege Hopfen gebaut wurde, wenn sie vielleicht auch als die wichtigsten angesehen werden müssen; er wird vielmehr überall im Mildethale, im Schaugrabengebiete und am Drömlingsrande, wo noch heute die sogenannten Hopfendörfer liegen, anzutreffen gewesen sein.

Es wäre sonst nicht leicht zu verstehen, daß trotz des großen eigenen Verbrauchs in der Stadt noch etwas zur Abgabe an andere

¹ Chr. Schultze a. a. O. S. 225. „Als A. 1503 in der Hopffen-Zeit | da hat man beym Hopffen-Darren das Feuer verseumet in Hans Kackes (S. 157. Knackes, hier auch „oder wie andere setzen und meinen 1509) Hauß auff der Sandstrassen | worüber eine Glut auskommen | das die halbe Stadt drauff gangen | und im Feuer auffgeflogen.“

„1526 am Abend Simonis und Judä kam auff dem Holtzmark in Claus Schar-taus Hause ein Feuer auff | es wurde . . . die Darre nicht inachtgenommen.“

² Beckmann a. a. O. III. Teil S. 663.

übrig geblieben wäre. Und doch hat vor und auch kurze Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege Gardelegen einen ganz bedeutenden Ausfuhrhandel mit Hopfen getrieben, ja nächst der Garlei verdankt es diesem Hopfenhandel im besonderen einen großen Teil seines Reichtums und seiner Blüte zu jener Zeit.

Alljährlich wurde Gardelegener Hopfen, d. i. nun also altmärkischer, da er auch in den altmärkischen Dörfern um Gardelegen geerntet wurde, verfahren bis nach Holstein, Dänemark, selbst Schweden, ganz abgesehen davon, daß auch die benachbarten Städte der Altmark, des Magdeburgischen und der Mittelmark bis nach Berlin hin reichlich versorgt wurden. Seit der Zeit des Kurfürsten Joachim II. ging dieser Hopfen bis nach Preußen und Livland; und als im Jahre 1633 die Ernte besonders gut geraten war, wurde außerdem sogar der Bedarf der Brauer in Meissen, Thüringen und Franken von Gardelegen aus gedeckt. Es sollen damals viel tausend Wispel ausgeführt sein, und da er „etwas gegolten“ hat, „wird ein guter Pfennig zu uns hereingebracht sein“.¹

Solche Erträge im Hopfenbau und -handel machten natürlich auch den Grund und Boden der Hopfengärten oder -dämme (s. u.) teuer. Ein alter Kaufbrief vom Jahre 1610 giebt an, daß damals „ein Stak haufen Hopfenland (s. u.) mit 110 Thaler bezahlt worden ist“ (im Jahre 1750 kostete er nur 15 bis 20 Thaler).²

Der dreißigjährige Krieg hat natürlich auch dem Hopfenbau großen Schaden gethan. Mehrfach wird berichtet, daß die feindlichen Truppen vor den Thoren und in den Gärten mit Sengen und Brennen übel gehaust haben. „Im Jahre 1641 kamen Schweden Sie verbrannten alle Hopfenstakken, die Hopfenhäuser, die Zäune und die Gärten.“³ In den umliegenden Dörfern mag es noch schlimmer gewesen sein, haben die Bauern doch wegen der Unsicherheit der Zeit vielfach jede geregelte Beschäftigung unterlassen. Übrigens wäre ein Handel nach außen infolge der Kriegswirren ganz unmöglich geworden.

Aber nach dem Kriege hob sich mit dem Brauereigewerbe in der Stadt auch wieder der Hopfenbau im Stadtgebiete und in den übrigen daran beteiligten Bezirken der Altmark. Und obwohl um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im ersteren der Rückgang eintrat (s. S. 10)⁴ wurde um diese Zeit der Hopfenbau in Gardelegen so stark betrieben,

¹ Schultze a. a. O. S. 127.

² Beckmann a. a. O. V. Teil S. 55.

³ Schultze a. a. O. S. 146.

„dafs nicht leicht ein Ort wird zu finden sein, der so viel bebaute Hopfendämme haben sollte, als hier befindlich sein.“¹

Calbe a. d. M. wetteiferte mit Gardelegen in der Menge des gezogenen Hopfens, sodafs dieser eins der Haupterzeugnisse des Fleckens bildete:

„Nur drei Dinge sind's, die man zu Calbe findet, Holz,
Hopfen und Heu.“

Mit der Ausfuhr nach den skandinavischen Gebieten war es wohl vorbei, doch wurde immer noch Hopfen nach Holstein, Magdeburg, Braunschweig und der Mark verfahren, sodafs der Anbau doch noch lohnend war. Da kam mit dem Regierungsantritte Friedrichs des Grofsen eine neue Zeit für den Hopfenbau in der Altmark.

Wie seinem Vorgänger fiel diesem Könige die Aufgabe zu, die vielen, seinem Lande durch den dreifsigjährigen Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, die trotz aller Mühen Friedrich Wilhelms, des grofsen Kurfürsten, dessen Sohnes und Enkels erst teilweise vernarbt waren; und Friedrich entfaltete während seiner ganzen langen Regierungszeit in dieser Hinsicht eine grofsartige und rastlose Thätigkeit. Besonders der Landwirtschaft wandte er seine Fürsorge zu. In jeder Weise suchte er sie zu heben, sie durch Ansiedelung tüchtiger Landwirte zu verbessern, ihr durch neue Kulturpflanzen nutzbringende Nebenbeschäftigung zuzuführen. Namentlich war dabei sein Augenmerk darauf gerichtet, dafs die vielfach noch vorhandenen wüsten und sumpfigen Stellen ur- und nutzbar gemacht wurden. Zugleich verfolgte er dabei den Zweck, der Gewerbthätigkeit in den Städten zu dienen, indem er die Rohstoffe im Lande selbst erzeugte, Preussen also vom Auslande unabhängig machte, und, was ihm die Hauptsache bei all diesen Unternehmungen war, das Geld im Lande behielt, womöglich durch die Überschüsse, die an diesen Rohstoffen erzielt wurden, sogar noch Geld ins Land ziehen konnte.

Dem Hopfenbau widmete er in diesem Sinne von Anfang an eine liebevolle Aufmerksamkeit. Schon am 21. April 1743 befahl er der Kriegs- und Domänenkammer zu Magdeburg „allernädigst und zugleich ernstlich, mit Nachdruck zu verfügen, auch darüber gebührend zu halten, dafs an den Orthen, wo es an genugsamen einländischem Hopfen fehlet, und das Land dazu tüchtig ist, die annoch nöthigen Hopfengärten angeleget werden.“

¹ Beckmann a. a. O. S. 54.

Damit der gewünschte Erfolg eintrete, soll dieser Befehl allen Landräten, denen vom Adel auf dem Lande, den Beamten und Stadtbehörden mitgeteilt, und dafs dies geschehen, dem Könige angezeigt werden.¹

Natürlich beeilte man sich, den Auftrag auszuführen; bereits am 30. April 1743 konnte der Bericht darüber nach Berlin abgesandt werden.

Das genügte jedoch dem Könige noch nicht, wie folgende Anweisung an dieselbe Kammer vom 4. Juni desselben Jahres beweist.

„Nach Eurem unterm 30. April a. c. abgestatteten Bericht habt ihr zwar die Landt-Räthe, Commissarios locorum und Beambte instruiert, auf die Vermehrung des Hopffen-Baues und Anlegung mehrerer Hopffen-Gärten Bedacht zu seyn und die Unterthanen dazu zu animiren.

Es ist aber damit noch nicht ausgemachet, sondern es mufs auch dahin gesehen und ernstlich darüber gehalten werden, dafs das anbefohlene gehörig ins Werck gesetzt, mithin überall, wo es nur thunlich ist, und das Land sich dazu schicket, Gelegenheit zu Vermehrung des Hopffen-Baues gemacht werde, damit nicht nur Unsere dortige Provinz hinlänglich mit einländischen Hopffen versorget und diejenige Ämbter und Creyser, wo der Hopffen sich gut arthet, andern, wo es damit nicht so recht will, aushelfen, folglich das Geld dafür im Lande behalten, sondern auch, wenn sich Gelegenheit und Debit findet, die benachbarten Lande damit noch versorget und dafür Geld ins Land gezogen werden könne. Zu solchem Ende soll jeder Departements-Rath bei Bereisung seines Departements jedesmahl genau und gründlich examiniren, wie weit Unserer vorhin ergangenen Ordre nachgelebet und an welchen Orthen in denen Ämbtern und Creysern bey denen Städten und Dörfern bereits von neuem Hopffen-Gärten angeleget worden, auch an welchen Orthen selbige noch mit Nutzen angeleget werden können? und wie das Land dazu bereitet, oder bey denen noch anzulegenden Hopffen-Gärten zu bereiten sey? wobei zugleich denenjenigen Leuthen, welche mit dem Hopffenbau noch nicht recht umbzugehen wissen, durch solche, die selbigen verstehen, dazu Anweisung gegeben, und deshalb überall von denen Departements- auch Land- und Steuer-Räthen das nöthige gehörig besorget werden mufs, damit die Vermehrung des Hopfenbaues guten Fortgang haben möge; wovon ihr hiernechst, mit Benennung jeden Orthes, wo die Anstalt zu

¹ Kgl. Staatsarchiv zu Magdeburg. Akten der Magdeb. Kammer. I. 731.

Neuen Hopffen-Gärten bereits gemachet oder noch gemachet werden soll, bey Detaillirung der übrigen dabey vorkommenden Umständen quartaliter ausführlichen gegründeten Bericht nach der Wahrheit pflichtmässig an Unser General-Direktorium abzustatten und zu Erreichung Unserer hierunter zu des Landes Besten abzielenden heilsahmen Intention alle nur ersinnliche Mühe und Sorgfalt um so mehr anzuwenden habt, da Wir nicht nur Höchst-Selbst bey Unsern Reysen, ob und welchergestalt Unserer hierunter führenden ernstlichen Willensmeinung ein Genügen geschehen, acht geben, sondern auch durch Andere genaue Erkundigung einziehen werden.

Berlin, den 4. Juny 1743.

Friedrich.¹

Eine ganz gleich lautende Verfügung (jedoch mit einer Einleitung wie in der bereits erwähnten an die Magdeburgische Kammer vom 21. April) erging an demselben 4. Juni an die Churmärkische Kammer, der bekanntlich damals die Altmark unterstand.²

Laut den eingehenden Berichten³ wurde in den in Betracht kommenden an die Altmark grenzenden Bezirken des Herzogtums Magdeburg bereits Hopfen gebaut in Cröchern, Wenddorf, Sandbeyendorf, Satuelle, Bergfriede und Clüden. In Oebisfelde hatten schon vor dem Erlaß des Königs einige Bürger Hopfendämme angelegt und ernteten bereits so viel, wie in der Stadt gebraucht wurde. In den sonstigen am Drömling liegenden Dörfern des Amts Oebisfelde war keine Neigung zum Hopfenbau vorhanden. In Neuholdensleben hatte ein Versuch gezeigt, daß der Boden ungünstig sei; die Bürger bezogen ihren Hopfen aus den benachbarten Dörfern Bülstringen und Satuelle. Hillersleben und Neuenhofe haben auch keinen geeigneten Boden, bei ersterem Orte ist er zu salpeterig, bei letzterem zu nafs und kalt, sodafs der bereits früher (vor einigen Jahren) angelegte Hopfen von selbst wieder ausgegangen ist. In Angern und Samswegen ist wohl der Boden geeignet, aber der Platz wurde zu Obstbau benutzt, der mehr einbrachte.

Von den übrigen Grenzorten wurde gemeldet, daß die Bewohner zur Anlage von Hopfengärten nicht zu bewegen seien, weil entweder kein Platz vorhanden wäre, oder der Boden sich nicht eigene oder

¹ Kgl. Geh. Staats-Archiv. Berlin. Akt. d. General-Direktoriums. Hopfen betreff. Kgl. Staats-Archiv Magdeburg. Akt. d. Magdeb. Kammer. I. 731.

Abgedruckt bei Stadelmann: Publikationen aus den K. Preussischen Staatsarchiven XI. Bd. S. 260.

² Kgl. Geh. Staats-Archiv. Berlin a. a. O.

³ Kgl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 731.

zu anderen Zwecken verwendet höhere Erträge liefere, namentlich aber, weil die Hopfenstangen zu teuer wären, so daß sie schließlic mehr kosten würden, als der Hopfen einbrächte.

Nach den Angaben des Direktors und der Landräte der Altmark¹ haben in dieser Provinz verschiedene Dörfer viel Hopfen, auch können noch neue Gärten an verschiedenen Orten angelegt werden. Besonders in Gardelegen und Kalbe wird der Hopfenbau stark betrieben. Allerdings hat man auch hier seit einigen Jahren wegen beständig schlechter Preise viele Hopfengärten eingehen lassen, doch wird immer noch, wenn das Jahr nur einigermaßen günstig ist, so viel Hopfen gewonnen, daß damit nicht nur die ganze Altmark und Priegnitz versehen, sondern auch außerhalb Landes, oft nach Holstein, Schweden und Dänemark ein ziemlicher Debit unterhalten werden kann. Nachdem aber der Hopfen nunmehr im Preise gestiegen ist, haben auch einige Bürger von Gardelegen wieder neue Dämme angelegt.

Als Hindernis für die weitere Entwicklung des Anbaus wird auch aus der Altmark vornehmlich der Mangel an Hopfenstangen und ihr hoher Preis angegeben. Die Staken seien zu teuer, sodaß durch ihre Anschaffung der zu erhoffende Gewinn übertroffen werde. Die churmärkische Kammer schlägt daher als ein Mittel zur Hebung des Hopfenbaus vor, daß die Stangen unentgeltlich oder für die Hälfte des bisherigen Preises, wenigstens das erste Mal bei Neuanlagen, aus den Staatsforsten abgegeben werden mögen, giebt jedoch zur Erwägung, daß dadurch die Heiden sehr geschädigt werden würden, da später das Bauholz fehlen möchte.

Trotzdem entschließt sich der König zu einer Preisermäßigung. Er verfügt (22. August 1744), daß das Schock Stangen statt zu 1 Thaler 12 Groschen zu 1 Thaler abgelassen werden soll.²

Das kann natürlich nur denjenigen von Nutzen sein, die in der Nähe königlicher Heiden ansässig sind; für andere Gegenden bleibt der Übelstand des hohen Preises der Stangen bestehen. Aber auch da wird in dem einen Interesse Abhilfe geschaffen.

Am 1. September 1754 berichtet der Kriegsrat Calvisius, daß in Oebisfelde, dessen Gelände sich zum Hopfenbau sehr eigne und in dem auch 5518 wirklich tragende Hopfenstühle vorhanden seien, der Hopfenbau vor 10 bis 12 Jahren stärker gewesen sei. Die Besitzer

¹ Vom 31. XII 1743. Akt. d. General-Direktoriums. Hopfen betreff. Kgl. Geh. Staatsarchiv. Berlin.

² Kgl. Geh. Staats-Archiv a. a. O.

hätten viel Hopfen ausgerissen, weil die Stangen von Jahr zu Jahr teurer würden, indem die Amtsunterthanen das Holz außerhalb des Landes verführen, wo sie jedenfalls bessere Preise erzielen könnten.

Sein Vorschlag geht also dahin, die Ausfuhr von Stangen zu verbieten. Und dies Verbot wird thatsächlich kurz darauf erlassen.¹

Wo Stangen, wie sie gewöhnlich gebraucht werden, nämlich aus jungen Kiefernstämmen, gar nicht zu haben sind, rät der König, sich auf andere Weise zu behelfen, damit nur seine Absicht ausgeführt werde. So schreibt er am 20. Februar 1770 in einer auf den Hopfenbau bezüglichen Cabinets-Ordre an die Magdeburgische Kriegs- und Domänen-Kammer: „Sollte es allhier etwa an Hopffen-Stangen fehlen, so müssen in deren Ermangelung darzu Weiden genommen werden.“² (Wie Weiden sich dazu eignen, wird allerdings nicht gesagt.)

Auch um die Hebung der Güte des Hopfens in der Altmark bemühte sich der König, wie folgende Anweisung an den Kurmärkischen Kammerpräsidenten v. Groeben beweist:

„Da bekanntermassen der in Böhmen wachsende Hopffen den, so in der Churmark gewonnen wird, weit préférirt und von besserer Stärke und Kraft gefunden wird, und Ich daher die Probe zu machen intentioniret bin, ob nur gedachter böhmischer Hopffen nicht auch mit guten Succes in der Churmark gepflanzt, und zum Gebrauch daselbst gezogen werden könne; Als will Ich, das Ihr Euch bemühen sollet, von mehrerwehnten Böhmischen Hopffen zu bekommen, welchen Ihr dann in Meinen Ämtern von der Altmark gehörig pflanzen und tractiren lassen sollet, um zu sehen, ob solcher nicht von gleicher Güte dorten reüssire und auf solchen Fall weiter unter das Publicum gebracht und in der Churmark fortgepflanzt werden könne.

Wobey Euch jedennoch zur Nachricht dienet, wie dem Vernehmen nach in Böhmen die Ausfuhr der Hopffen Pflanzen verbotthen seyn soll, daher Ihr dann Eure mesures darnach nehmen und allen Fleiß nehmen könnet, Meine Intention hierunter zu erreichen.“³

Glogow, den 28. August 1751.

Friedrich.

Ob durch Schmuggel oder auf anderem Wege solche böhmischen Hopfenpflanzen erworben und in der Altmark angebaut worden sind, entzieht sich leider meiner Kenntnis.⁴

¹ Kgl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 731.

² Archiv d. Stadt Magdeburg. H. 168.

³ Stadelmann: a. a. O. S. 301.

⁴ Erst während des Druckes der Arbeit ist mir bekannt geworden, wo ich die

Die Schwierigkeiten und Nöte des siebenjährigen Krieges entzogen den König seiner Fürsorge für den Ackerbau im allgemeinen, für den Hopfenbau im besonderen. Die Beamten werden bestrebt gewesen sein, seine Absichten auszuführen; großen Erfolg haben sie jedoch nicht aufzuweisen gehabt. Dieselben Übelstände, die im Jahre 1743 als dem Hopfenbau hinderlich angeführt sind, besonders wieder der hohe Preis der Stangen, bleiben bestehen. Mehrere Jahre nach einander vernichten schlechte Witterung, das eine Mal Kälte, das andere Mal Dürre, ferner Ungeziefer und Mehltau die ganze Ernte. An manchen Orten kommen infolge dessen die Bauern, namentlich noch veranlaßt durch die niedrigen Preise, vom Hopfenbau ganz ab. So meldet am 28. März 1770 der Landrat des dritten Distriktes im Holzkreise, daß die Bauern in Clüden während des Krieges Korn gebaut und den Hopfen ganz vernachlässigt haben.¹

In den der Altmark benachbarten Bezirken des Herzogtums Magdeburg ist in dieser langen Zeit nicht nur kein Fortschreiten, vielmehr eine Abnahme zu verzeichnen. Von den im Jahre 1743 angegebenen 7 Orten bauen im Jahre 1770 nur noch 4, nämlich Oebisfelde, Bergfriede, Clüden und Satuelle Hopfen, und zwar auch diese weniger als früher. Nur beim Amte Hillersleben sind Jahre lang Versuche mit einer Anlage gemacht worden, ohne daß ein wirklicher Erfolg erzielt wäre.

Auch in der Altmark ist der Hopfenbau in diesen Jahren zurückgegangen;² und da in der übrigen Kurmark dasselbe bemerkbar wird, so erneuert Friedrich seine frühere Anweisung, indem er am 31. Januar 1770 sämtlichen Kammern aufgiebt, daß sie sich mehr, als bisher geschehen, angelegen sein lassen, den Hopfenbau zu fördern, damit die Einfuhr fremden Hopfens ganz und gar eingestellt werden kann. Um größere Neigung zu erwecken, sollen die Stangen so billig wie möglich abgegeben werden, ja es wird sogar ein Staatspreis in Aussicht gestellt für den, der den meisten Hopfen baut.³ Eine solche Prämie wird dann auch thatsächlich am 18. April 1770 vom Staate ausgesetzt.⁴

Einzelheiten zu den im Geh. Staats-Archiv zu Berlin aufbewahrten Akten des General-Direktoriums inbetreff der Altmark finden kann. Ich muß mir daher ein Eingehen auf diese Einzelheiten, zu denen auch die Antwort auf obige Anweisung gehört, für später vorbehalten.

¹ Kgl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 732 Bd. 5.

² Geh. Staats-Archiv Berlin a. a. O. In der Altmark sind im Jahre 1765 im ganzen 20 Schock neue Hopfenpflanzen angelegt worden, von denen auch nur 11½ Schock fortgekommen sind.

³ Geh. Staats-Archiv Berlin a. a. O. ⁴ Geh. Staats-Archiv Berlin a. a. O.

Damit die Unterthanen sich nicht mit Unkenntnis entschuldigen können, wird im Jahre 1771 eine Anweisung, wie der Hopfen anzulegen und weiter zu behandeln sei, zunächst von dem Professor Gleditsch, dann von Herrn v. Brenckenhoff auf Frideberg ausgearbeitet, gedruckt und den einzelnen Ortsvorständen zur Einsichtnahme übergeben. Am 24. Januar 1776 wird ein Neudruck derselben Anleitung sowie eine erneute Verteilung derselben angeordnet.

Bei jeder Gelegenheit nimmt der König Veranlassung, immer wieder darauf hinzuweisen, wie sehr ihm an einer größeren Verbreitung des Hopfenbaus liegt. In einer Cabinets-Ordre an die Kurmärkische Kammer vom 13. September 1775 erinnert er diese von neuem daran, das Augenmerk besonders auf den Hopfenbau zu richten. „Denn da doch die mehresten Menschen Bier trincken, so wird auch nach dem Anwachs der Menschen immer mehr Hopfen erfordert, wovon der größte Teil außerhalb Landes geholet wird. Ich will daher lieber, daß das Geld dafür im Lande bleibet und die Leute sich mehr auf den Hopfenbau legen.“¹

Die Beamten suchen, diesen Befehlen Rechnung zu tragen. Der Minister v. Derschau macht bei der Neuverpachtung der Ämter zur Bedingung, daß die Amtleute da, wo es noch nicht geschehen, Hopfenbau treiben, und daß sie in den Amtsdörfern in gleichem Sinne die Bauern anhalten.

In der für uns in Betracht kommenden Gegend ist ein Erfolg dieser Einwirkung insofern sichtbar, als in zahlreichen Grenzorten Neuanlagen gemacht werden. So kann der Landrat des 3. Distriktes des Holzkreises am 24. Dezember 1771 an die Magdeburgische Kammer berichten,² daß in den Drömlingsdörfern Bösdorf 140, Breitenrode 180, Gehrendorf 160, Kathendorf 200, Kaltendorf 100, Nien-dorf 152, Rätzlingen 150, Wassensdorf 140, Weddendorf 364 Hopfenstühle völlig neu angelegt sind, daß in Bergfriede der alte Bestand um 7000 Stück, in Satuelle um 9000 Stück, in Clüden um 39 Stück vermehrt ist, daß ferner in Sandbeyendorf und Cröchern der Hopfenbau mit 220 bzw. 288 Stühlen wieder aufgenommen und in Angern (mit 210), Bertingen (180), Colbitz (404), Lindhorst (168), Neuenhofe (240) und Rogätz (18 Stühlen) neu eingeführt ist. Auch das Amt Hillersleben macht wieder neue Anstrengungen und

¹ Stadelmann: a. a. O. S. 419.

² Königl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 732. Bd. 6.

erntet schliesslich so viel, wie die Amtsbrauerei nötig hat. Im Jahre 1773 folgt Lockstedt bei Oebisfelde mit 216 Pflanzen.

Bestand hat dieser Anbau nicht gehabt. Sei es, daß der Boden doch nicht geeignet ist, sei es, daß die Bauern die Pflege des Hopfens trotz der Anweisung nicht kannten: im Jahre 1779 findet sich von den angeführten Dörfern Hopfen nur noch in Bergfriede (1540 Pflanzen), Breitenrode (80), Lindhorst (168), Neuenhofe (240), Satuelle (9150) und Hillersleben (370);¹ in allen übrigen ist er stets wieder ausgegangen; Hopfendörfer sind sie nie geworden. Im Jahre 1783 sind noch einmal neue Versuche in Clüden und Bösdorf gemacht, die jedoch nur in ersterem Orte Erfolg hatten, sodaß in Clüden bis vor wenigen Jahren Hopfen gebaut worden ist.

In den links von der Ohre gelegenen Dörfern des benachbarten Amtes Calvörde ist der Hopfenbau ganz allgemein gewesen; in Uthmöden gehörten sogar 8 Schock geschälte Hopfenstangen zu den Intraden der Pfarre.² In Calvörde selbst muß er bereits früher dermaßen bedeutend geworden sein, daß, wie oben bemerkt, die Hopfenzapfen in das Wappen des Fleckens aufgenommen sind. Bis vor wenigen Jahren hat denn auch das Amt beträchtliche Mengen Hopfen dem Handel zugeführt.

In der Altmark dagegen ist nur anfänglich eine Steigerung zu verzeichnen. Im Jahre 1775 sind 97737 Schock 3 Mandel Hopfenpflanzen vorhanden; diese Zahl steigt 1776 auf 111665 Schock, 1777 fällt sie auf 50105 Schock 2 Mdl. 2 Stck., 1778 auf 49991 Schock 1 Mdl. 9 Stck., 1779 auf 19299 Schock 9 Stck., 1780 sogar auf 15960 Schock 3 Mdl. 1 Stck.; dann hebt sich die Zahl wieder im Jahre 1781 auf 61762 Schock 3 Mdl. 7 Stck., um von dieser Höhe auf 53176 Schock 1 Mdl. 12 Stck. im Jahre 1786 zu fallen, im Jahre 1787 wieder auf 54249 Schock 3 Mdl. 11 Stck. und im Jahre 1788 auf 54617 Schock 7 Stck. zu steigen.³

Die Erträge der Hopfengärten in derselben Zeit sind natürlich sehr schwankend gewesen, da sie von der Witterung, Pflanzenkrankheiten und Ungeziefer vielfach beeinflusst wurden. Nach den von 1777 bis 1788 aufgestellten „General-Designationen von dem in anno 1775

¹ Kgl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 732. Bd. 7.

² Behrends: Neuhaldenslebische Kreis-Chronik. Neuhaldensleben 1824. Bd. 2. S. 63.

³ General-Tabellen von denen in anno 1775 (bis 1787) bekommenen und in anno 1776 (bis 1788) neu angelegten Hopfen-Stühlen in der Churmark. Kgl. Geh. Staats-Archiv Berlin a. a. O.

(bis 1788) in der Churmark gewonnenen, consumirten, fehlenden und zum Verkauf übrig gebliebenen Hopfen“¹ sind in der Altmark an Hopfen geerntet (in Klammern daneben die Ernte in der ganzen Kurmark)

im Jahre	1777	4072	Wispel	18	Scheffel	(6384	Wispel	12	Scheffel)
„	„	1778	3126	„	20	„	(5695	„	3 ¹ / ₃ „)
„	„	1779	2740	„	4	„	(5956	„	13 „)
„	„	1780	2740	„	1	„	(—	„	— „)
„	„	1781	3903	„	21	„	(7166	„	4 „)
„	„	1782	3897	„	—	„	(4025	„	16 „)
„	„	1783	3638	„	7	„	(11717	„	19 „)
„	„	1784	2802	„	16	„	(5792	„	18 „)
„	„	1785	3034	„	10	„	(7285	„	3 „)
„	„	1786	249	„	5	„	(2294	„	13 ³ / ₄ „) ²
„	„	1887	2657	„	7	„	(5532	„	12 ¹ / ₂ „)
„	„	1788	4826	„	10	„	(8264	„	19 „)

Aus diesen, auf Befehl des Königs vom 19. November 1775 hergestellten amtlichen Listen ergibt sich, daß schon im Jahre 1775 infolge der Ausdehnung des Hopfenbaus auf die Priegnitz und die Mittelmark in der ganzen Kurmark bereits mehr Hopfen geerntet als zur Brauerei in den kurmärkischen Städten verbraucht wurde. (1775 sind in der Mark 2570 Wispel 19¹/₄ Scheffel Überschufs.)³ Infolge dessen beantragte am 3. April 1776 der Minister v. Derschau, die Hopfeneinfuhr ganz zu verbieten. „Ich hoffe hierbei, daß, da der Hopfenbau nunmehr immer mehr im Lande zunimmt, die Churmark mit diesem Producte künftig noch einen beträchtlichen Handel nach auswärtigen Staaten haben wird, zumahl wenn Eure Königliche Majestät zur Erreichung dieses Endzweckes zu genehmigen geruhen, daß den Ämtern und denen Amtsunterthanen die nöthigen Hopfenstangen zum ersten Male aus Eurer Majestät Forsten ohnentgeltlich gegeben werden.“⁴

Es ist also das erreicht, was der König so lange ersehnt hat: das Geld kann im Lande bleiben, ja, es kann sogar noch Geld ins Land gezogen werden. Das nachgesuchte Hopfeneinfuhrverbot wird für die Kurmark am 4. April 1776 bereits erlassen, die Ausfuhr dagegen zum Besten der Altmark weiter gestattet; auch die erstmalige unentgeltliche Abgabe der Hopfenstangen an die Ämter und Amtsunterthanen wird mit der Bestimmung genehmigt, daß die Stangen bei den Ämtern als Inventar geführt werden.

¹ Kgl. Geh. Staats-Archiv Berlin a. a. O.

² „Totaler Mißwachs“.

³ General-Designation vom Jahre 1775 a. a. O.

⁴ Kgl. Geh. Staats-Archiv a. a. O.

Im Sommer (31. August und 1. September) 1777 vernichtet ein gewaltiger Sturmwind zum größten Teile die Hopfenernte in der rechts von der Elbe gelegenen Kurmark, es steht daher zu befürchten, daß nicht genügend Hopfen eingebracht wird und womöglich das Einfuhrverbot wieder aufgehoben werden muß. Da greift der König zu dem Mittel, die bisher frei gegebene Ausfuhr aus der ganzen Kur-, also auch aus der Altmark zu verbieten (5. September 1771).¹

Direktor und Landräte der Altmark suchen die Aufhebung dieses Verbots für das ihnen unterstellte Gebiet zu erlangen. Am 5. November 1777 reichen sie an den König eine darauf bezügliche Bittschrift ein. „... Ob der Sturm in anderen Königlichen Provintzien einen so großen Schaden am Hopfen gethan habe, wissen wir nicht, indessen können wir unterthänigst so viel versichern, daß der Hopfen in der Altmark früher reift, und also am 31. August der mehrste Hopfen nicht nur schon reif, sondern auch abgenommen gewesen ist, und der Sturm daher demselben keinen Schaden mehr zugefüget hat, weshalb sich auch die Hopfenbauer wegen den durch Sturm an den Hopfen erlittenen Schaden zur Taxation desselben oder zur remission nicht gemeldet haben. Wann nun daher in der Altmark eine große Quantität gebauet worden, auch noch sehr viel alter Hopfen vorrätbig geblieben ist, mithin die Eigenthümer gar nicht wissen, wo sie den Hopfen absetzen können, bey vielen hiesigen Dörfern aber es die einzige und größte Branche ihrer Nahrung ausmachtet, so bitten wir nochmahls unterthänigst, die Ausfuhr des Altmärkischen Hopfens nach fremden Provintzien allergnädigst zu verstatten, um die Hopfendörfer in dem Stand zu erhalten, ihre Creyfs- und herrschaftliche Abgaben entrichten zu können.“¹

Eine vollständige Freigabe der Ausfuhr wird nicht erreicht. Der Bericht der Kurmärkischen Kammer ergibt, daß 2000 Wispel Hopfen zur Ausfuhr aus der Mark übrig sind, und daß diese nur in der Altmark und Priegnitz gebaut sind. Es wird beiden Gebieten demnach freigestellt, gegen Auslandpässe, die in Stendal bei der Kammerdeputation anzumelden sind, bis zu 2000 Wispel auszuführen.

Auch in den folgenden Jahren wird am 1. Oktober jedesmal erst festgestellt, ob der Ausfall der Ernte in der ganzen Mark derartig ist, daß ein Überschufs zur Ausfuhr bleibt. Jedes Gesuch, schon früher ausführen zu dürfen, sei es auch in noch so flehenden Worten abgefaßt sei auch darauf hingewiesen, daß augenblicklich am Hopfen etwas zu

¹ Kgl. Geh. Staats-Archiv a. a. O.

verdienen sei, während später der Preis wieder heruntergehen werde, wird mit dem Bescheide erledigt, daß der Bittsteller nach dem 1. Oktober sich wieder melden solle.

Besonders sind es die Ortschaften Kalbe, Kassiek, Seethen, Berkau, Karritz, Holtzhausen, Klinke, Kremkau, Lindstedt, Lindstedterhorst, Neuendorf a. D., Wollenhagen, Butterhorst, Güssefeld, Potzehne, Ziepel, Estedt, Schenkenhorst, Wernstedt, Mieste und Miesterhorst, die von der Erlaubnis, Hopfen auszuführen, Gebrauch machen. Gardelegen hat sich nicht dazu gemeldet, wohl aber wird von dieser Stadt sowie von Kalbe in der Designation vom Jahre 1779 angegeben: „Weil in einigen Jahren der Preis so sehr schlecht und die Ausfuhr noch dazu verbotnen gewesen ist, so haben viele ihre Dämme ausgerissen und den Platz zur Grasung liegen lassen.“ Dasselbe wird im Jahre 1780 berichtet. Auch die Bauern in den Hopfendörfern sind schlimm daran. „Wegen des Ausfuhrverbotes hat der Hopfen keinen Preis und erhält der Bauer kaum seinen Arbeitslohn.“¹ Die Bauern des Stendaler Kreises bitten daher, daß die Stempelgebühr für die Ausfuhrpässe ihnen erlassen werde, weil sie an dem Hopfen, der Fracht und anderer Kosten wegen wohl nicht so viel verdienen möchten, daß sie Expeditionsgebühren für die Pässe bezahlen könnten. Das Gesuch wird abschläglich beschieden.

Diese streng durchgeführten Verwaltungsmaßnahmen, die fortwährenden Scherereien, die bei der Aufstellung der Berichte für die General-Tabellen und -Designationen nicht ausbleiben konnten, die beständige Aufsicht, der der Hopfenbauer in bezug auf seine Einnahmen aus diesem Erwerbszweige unterworfen war, die infolge des Ausfuhrverbotes zu Gunsten der Brauer immer gedrückten Preise, die die Kosten des Anbaus und der Ernte kaum deckten, dazu Missernten u. s. w. führten schließlich dazu, daß viele in der Altmark den Hopfenbau aufgaben, mindestens stark einschränkten.

Der Ausfall mußte natürlich bemerkt werden. Friedrich befahl daher² der Kammer, „alle nur mögliche Attention darauf zu wenden, daß wenigstens die einmal angelegten Hopfengärten nicht wieder eingehen, sondern beständig Anpflanzungen darin geschehen, und wo sich das Terrain dazu schicket, neue Hopfengärten angelegt werden.“

Es half jedoch nichts mehr; da der für die Altmark wichtigste Grund, das Ausfuhrverbot, nicht aufgehoben wurde, ging der Hopfenbau immer weiter zurück.

¹ General-Designation v. J. 1780 a. a. O. ² Gen.-Design. v. J. 1783 a. a. O.

Mit den besten Absichten hat Friedrich der Große daher hier in der Altmark das Gegenteil von dem bewirkt, was er bezweckt hatte. Der einst so blühende Hopfenbau und der Hopfenhandel der Altmark hatte einen gewaltigen Stofs bekommen, von dem beide sich nur sehr schwer und nach langer Zeit erst wieder erholt haben.

Als unter seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. im Jahre 1788 die Einfuhr wie die Ausfuhr in der Mark frei gegeben wurden, auch die amtlichen Listen unterbleiben konnten, lagen beide bereits so darnieder, daß sie nur wenig Vorteil von dieser wiedergegebenen Freiheit hatten. Übrigens dauerte diese auch nicht allzu lange. Im Jahre 1799 baten die Brauer von Berlin den König Friedrich Wilhelm III. um ein Ausfuhrverbot für Hopfen,¹ „da die altmärkischen Hopfenhändler nicht nur den altmärkischen, sondern auch den mittel- und neumärkischen Hopfen aufkaufen und aufser Landes führen, sodafs in Berlin keiner zu bekommen oder sehr teuer ist.“²

Dieses Gesuch wurde gewährt, indem am 9. Januar 1800 die Ausfuhr aus den Provinzen Kurmark, Neumark, Pommern, Magdeburg und Halberstadt verboten wurde. Es traten also dieselben Verhältnisse wieder ein, wie vor dem Jahre 1788.

Das Verbot blieb in Kraft bis zum Jahre 1806. Am 28. Januar dieses Jahres wurde es noch einmal erneuert, jedoch mit Ausnahme der Altmark und des Fürstentums Halberstadt (wegen des Hopfenbaus bei Hornburg). „In der Altmark soll die Ausfuhr sowohl zu Lande wie auf der Elbe, jedoch mit der Einschränkung erlaubt bleiben, daß aus den in die Elbe fallenden Strömen und Kanälen kein Hopfen zur Exportation in genannten Fluß gelassen werden darf.“³

Seitdem sind weder dem Hopfenbau noch dem Hopfenhandel der Altmark staatlicherseits Schwierigkeiten gemacht, jedoch ist amtlich auch nichts geschehen, um sie zu der früheren Blüte empor zu heben.

Bei der Stadt Gardelegen ist am Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts kein Hopfen mehr gebaut, nachdem sie Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt des Hopfenbaus gewesen war. Auch der Hopfenhandel, der früher von hier aus so lebhaft betrieben wurde, war in andere Hände übergegangen. Die Bauern selbst oder in den Dörfern wohnende Händler führten das wenige, das zur Ausfuhr frei-

¹ Kgl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 731.

² 1 Wispel Hopfen kostete im Jahre 1800 allerdings 12 Louisd'or (Kirchenbuch zu Klinke).

³ Kgl. Staats-Archiv Magdeburg a. a. O. I. 731.

gegeben wurde, mit eigenem Gespann nach der Kurmark, bis nach Berlin, nach Magdeburg, Quedlinburg, Braunschweig, Lübeck (jedenfalls zur Ausfuhr nach Skandinavien) und Holstein. Sie wurden Hopfenführer genannt. In späteren Jahren kamen auch wohl Reisende auswärtiger Handelshäuser in die Hopfendörfer, um die Erträge einzukaufen.

Die französische Zeit und die Freiheitskriege waren einer weiteren Entwicklung des Hopfenbaus wenig günstig. Als aber der Friede wieder ins Land kam, da ergriff neue Lebensfreude und neuer Schaffensdrang die Bevölkerung der Altmark; auch dem Hopfen wurde wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt. „Es werden wieder neue Dämme an den morastigen Stellen hinter den Höfen angelegt.“¹ Wesentlich zur Förderung trug bei die Einführung der Gewerbefreiheit und die Aufhebung der Zwangsrechte in den Jahren 1808 und 1810 (für das ganze Königreich Westfalen, das ja die in Betracht kommenden Gebiete mit umfaßte). Diese Freiheit blieb auch bestehen, als die Altmark wieder preußisch geworden und der neuen Provinz Sachsen angegliedert war. Bis dahin war die Brauereinahmung ausschließliches Eigentum der Städte gewesen (auf dem Lande hatten nur die Domänenpächter, Gutsbesitzer und Prediger Bier zu eigenem Bedarf brauen dürfen. Nach der Aufhebung dieser Rechte war es jedem gestattet, nach Anmeldung das Brauergewerbe zu betreiben. Ferner war, und ist noch heute² „die Bereitung von Bier als Haustrunk ohne besondere Brauanlage auch von der Steuerentrichtung frei, wenn die Bereitung lediglich zum eigenen Bedarf in einem Haushalte von nicht mehr als 10 Personen über 14 Jahre geschieht. Die Begünstigung gilt sowohl für Stadt- als Landbewohner.“³ Auf Grund dieser Bestimmungen wurde in der Altmark in vielen Orten, namentlich solchen, die von den Städten aus schwieriger zu erreichen waren, von den Bauern selbst gebraut; noch heute findet sich dieser Brauch in Roxförde, Jerchel und verschiedenen Drömlingsdörfern, ist allerdings im Rückgange begriffen, da bei den jetzt überall vorhandenen guten Verbindungswegen Bier von den Städten regelmäßig nach dem Lande geliefert wird, auch die Dorfbewohner heutzutage ein besseres Bier zu trinken wünschen, als sie selbst in ihren Kesseln sieden können. Zur Erntezeit aber verdünnen

¹ Kirchenbuch zu Klinke. 1813.

² Die Brausteuer-Reichs-Gesetz-Gebung: Das Reichsgesetz vom 31. Mai 1872 wegen Erhebung der Brausteuer. (Spamer 1876) § 5.

³ An demselben Orte § 5, Anm. 1. Verfügung des K. Pr. Finanz-Min. vom 9. Juli 1827.

doch viele von der Stadt bezogenes Bier, versetzen es mit Hopfen und lassen es nach Zusatz von Hefe noch einmal aufgähren, um ein leichtes Getränk, das aber doch noch nach Bier schmeckt, für die heißen Tage zu haben.

Diese Selbstbrauerei hat seit jener Zeit in vielen Dörfern wohl manchen veranlasst, etwas Hopfen in seinem Garten zu ziehen, und heute (noch 1898) ist sie der Grund, daß an einigen Orten noch Hopfen gebaut wird, wo man die Anzucht zum Verkauf bereits aufgegeben hat, wie z. B. in Roxförde.

Zu großem Umfange hat sich bis zum Beginne der vierziger Jahre der Hopfenbau nicht aufgeschwungen; im Osten, in Burgstall und den angrenzenden altmärkischen und magdeburgischen Dörfern, die früher genannt sind, ist er in dieser Zeit völlig verschwunden.

Da versuchte der im Jahre 1837 in Salzwedel begründete „Alt-märkische Verein für vaterländische Geschichte und Industrie“ (der in seiner ersten Abteilung für Geschichte noch heute blüht), den Hopfenbau durch Einführung edlerer Sorten zu heben. Zur zweiten Generalversammlung am 12. Dezember 1838 hatte der Freiherr v. Speck-Sternburg auf Lützschena bei Leipzig eine Probe seines seit 3 Jahren gebauten Hopfens, dessen Fehser aus Baiern stammten, eingesandt und sich erboten, für das Jahr 1839 von diesem Hopfen 80 000 Fehser abzulassen zum Preise von 7½ Slbrgr. fürs Hundert. Die Probe wurde als vorzüglich anerkannt, und es wurde beschlossen, 3000 Fehser zu bestellen und an diejenigen Mitglieder zu geben, die Versuche damit machen wollten. Zugleich wurde der Wunsch ausgesprochen, daß recht viele Landwirte Versuche zur Veredelung des altmärkischen Hopfens machen möchten.

Die bestellten Fehser wurden auch geliefert; leider mußte in einer späteren Sitzung bekannt werden, daß keine Nachricht eingegangen sei, ob sie angewachsen wären.

Im Jahre 1843 wurde Hopfenbau getrieben, ohne daß seit 1820 eine Ausdehnung des Anbaubezirkes stattgefunden hätte,

a) im Kreise Stendal: in Kremkau, Berkau, Karritz, Neuendorf a. D., Könninge, Wartenberg, Badingen, Holzhausen;

b) im Kreise Salzwedel: in Altmersleben, Bühne, Butterhorst, Gusesfeld, Immekath, Zethlingen, Tangeln, Cheinitz, Dönitz, Neufferchau, Germenau, Jahrstedt, Kunrau, Steinke, Hohenhenningen, Käcklitz, Köbelitz, Lübbars, Mehrin, Neuendorf, Recklingen, Siedentramm, Vienau;

c) im Kreise Gardelegen: in Ackendorf, Algenstedt, Berge, Bergfriede, Dannefeld, Gr. und Kl. Engersen, Estedt, Hemstedt, Jeggau,

Ipse, Kassiek, Klinke, Klüden, Köckte, Laatzke, Lindstedt, Lindstedterhorst, Lotsche, Lüffingen, Mieste, Miesterhorst, Peckfitz, Röwitz, Roxförde, Schenkenhorst, Seethen, Sichau, Solpke, Wannefeld, Wernitz, Wiepke, Wollenhagen, Zichtau, Zienau und Ziepel;

d) im Kreise Osterburg: in Kaulitz und Mechau.

Hinzufügen können wir noch die braunschweigischen Orte im Amte Calvörde und Satuelle. Von den meisten Orten wird allerdings angegeben,¹ daß nur etwas Hopfen gebaut wird, vielleicht nur so viel, als zur eigenen Brauerei nötig war; von Gardelegen wird gesagt, daß Hopfenbau schon seit lange nicht mehr getrieben wird, von Kalbe, daß der Anbau fast ganz aufgehört hat.

Als die eigentlichen Hopfendörfer erscheinen in der Zusammenstellung wieder die schon früher als solche erkannten: Lindstedt (200 Ctr.), Lindstedterhorst (200 Ctr.), Klinke (100 Ctr.), Kassiek (100 Ctr.), Algenstedt (100 Ctr.), Wollenhagen (90 Ctr.), Lotsche (50 Ctr.), Holzhausen (60 Ctr.), Kremkau (50 Ctr.), Berge (60 Ctr.), Estedt (60 Ctr.), Schenkenhorst (130 Ctr.), Altmersleben (95 Ctr.), Zethlingen (50 Ctr.), Mieste (80 Ctr.), Miesterhorst (80 Ctr.), Dannefeld (96 Ctr.), Köckte (80 Ctr.), Röwitz (70 Ctr.), d. h. die Ortschaften am Rande der Schaugraben-niederung, des Mildethals und des Drömlings.

Der Gesamtertrag, soweit er zum Verkauf gelangt, wurde auf etwa 3000 Ctr. berechnet. Verfrachtet wurde dieser Hopfen von den Hopfenführern wie im vorigen Jahrhundert nach Hamburg, Lübeck, Holstein, der Mark, Braunschweig und Magdeburg. In den beiden letztgenannten Städten beschäftigten sich besondere Handlungshäuser mit dem Ankauf und Weitervertrieb des altmärkischen Hopfens. In Magdeburg, das bis zum Anfange des Jahrhunderts fast nur für eigenen Bedarf gekauft hatte, fand zur Erntezeit auf dem Breiten Wege am Krökenthor ein wirklicher Hopfenmarkt statt (wie jetzt noch für Kirschen und Beerenobst), und grosse Firmen, wie G. L. Everth, Reichardt u. Tübner, Müller u. Weichsel, Jacobi u. Meyer, Gebr. Edner u. a., verluden den Hopfen auf Kähne, die ihn nach Potsdam, Berlin, Memel, Elbing, Königsberg brachten, oder führten ihn zu Lande weiter.

Da kam ein ganz gewaltiger Aufschwung im Hopfenhandel und Hopfenbau, der in kurzer Zeit die Altmark wohlhabend und Gardelegen wieder zum Mittelpunkte des Handels machte.

Im Jahre 1860 war der Hopfen in fast allen europäischen Ländern mifsraten, in der Altmark sowie in Posen dagegen vorzüglich eingeern-

¹ Herms u. Weigelt: a. a. O. Teil II. S. 277—396.

tet. Da stieg der Preis für den Centner fabelhaft schnell von 60 *ℳ* selbst auf 375 *ℳ*; im Durchschnitt betrug er 220 *ℳ*.

Diese günstigen Umstände benutzte ein Mann, der nun den Hopfenhandel in der Altmark wieder an Gardelegen knüpfte, der Kaufmann Friedmann Salomon.

Bereits im Jahre 1849 hatte er im Auftrage seines Schwagers zur Ausfuhr nach Dänemark Hopfen in der Altmark aufgekauft, hatte dann im Jahre 1851 in Gardelegen ein Ledergeschäft begründet und seit 1857 sich regelmäsig dem Hopfenhandel gewidmet. Die Preissteigerung im Jahre 1860 veranlafte ihn, den Hopfen von da ab als Hauptsache zu behandeln. Er baute 1861 die erste Darre auf dem Galgenberge westlich von der Stadt, nahm alsbald die Ausfuhr nach England und Amerika auf, vergrößerte den Absatz nach Dänemark und trat in Geschäftsverbindung mit Nürnberg, dem Mittelpunkte des deutschen Hopfenhandels. Als die Berlin-Lehrter Bahn im Jahre 1870 Gardelegen leichter zugänglich machte, verlegte er die Darre an den Bahnhof, von dem aus nunmehr fast ausschliesslich die altmärkische Ernte in die Welt geht.

Seitdem sind noch 4 andere Hopfengeschäfte entstanden: Lenz, Julius Riefs, Eduard Cohn & Co. und Schulze & Riefs. Andere Neugründungen, wie Lüders in Kremkau, Uhlfelder in Gardelegen, haben sich nicht halten können, da sie bereits zu spät auftraten. Der Einkauf für auswärtige Händler ist gering.

Die riesige Preissteigerung veranlafte natürlich in den Hopfendörfern eine fieberhafte Thätigkeit, um den Hopfenstand zu vergrössern, und als nun auch in den folgenden Jahren lohnende Preise gezahlt wurden, griff der Hopfenbau auch auf Ortschaften über, die ihn früher nicht gekannt hatten. Am Ende der achtziger Jahre finden wir Hopfen in der ganzen Altmark mit Ausnahme des Nordwestens hinter Salzwedel, der Wische sowie der Elbgebiete.

Leider hielten die teuren Jahre, die der Altmark Millionen (1860 etwa 2 Millionen, 1882 etwa 4 $\frac{1}{2}$ Millionen) zuführten, nicht an; es folgten bald wieder solche, in denen kaum die Kosten gedeckt wurden, und da Jahr für Jahr verging, ohne dafs ein Aufschlag erfolgte, hat man den Hopfen in den Grenzgebieten fast überall wieder herausgerissen. Er wird jetzt nicht mehr in der Hälfte der Dörfer gebaut, wo er etwa 1885 zu finden war (s. die Karte).

Für die Altmark und besonders auch für die Stadt Gardelegen ist der Hopfenbau eine wirtschaftlich höchst bedeutsame Frage geworden. Hat der Hopfen Geld gekostet, so ist der Bauer in der Lage,

viel Geld auszugeben, Kaufleute und Handwerker, besonders eben in Gardelegen, haben den Vorteil davon, da hier die Preise ausgezahlt werden. Und wenn Gardelegen seit dem Jahre 1860 in stetem Aufblühen begriffen ist, so dankt es das im wesentlichen dem Hopfenhandel, weniger dem Hopfenbau.

Allerdings ist von den Brauern der Stadt der Anbau von Hopfen bereits am Ende der dreißiger Jahre nach langer Pause wieder aufgenommen, bedeutend ist er jedoch erst wieder geworden seit dem Jahre 1860. Im Jahre 1882 wurden im Stadtgebiete etwa 350 Ctr., 1885 gar 600 Ctr. Hopfen geerntet. Seitdem sind die mit Hopfen bestandenen Flächen an Umfang auch hier bedeutend zurückgegangen; doch besteht noch der große als Muster anzusehende Hopfengarten des Kaufmanns Lenz im W. der Stadt.

Eine weitere Förderung des Hopfenbaus hat sich der am 28. August 1897 gegründete „Hopfenbau-Verein für Gardelegen und Umgegend“ zur Aufgabe gemacht. (Näheres s. u.).

Unterstützt wird er durch die Fürsorge, die der Verein „Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei in Berlin“ der Pflege des altmärkischen Hopfens zuteil werden zu lassen gesonnen ist. Von ihm ist bereits seit dem Jahre 1897 in Lotsche auf dem Besitze des Amtsvorstehers Erxleben ein Versuchsgarten angelegt, und ein zweiter soll demnächst in Schenkenhorst angelegt werden.

Möge es den beiden Vereinen sowie der gesamten hopfenbauenden Bevölkerung gelingen, den zurückgegangenen Anbau so zu heben, daß er wieder allgemein als ein hervorragender Zweig der altmärkischen Landwirtschaft bezeichnet werden kann.

Der Anbau des Hopfens.

a. Der Boden.

Der Boden der Altmark¹ besteht, mit ganz geringen Ausnahmen, aus diluvialen und alluvialen Ablagerungen. Das Diluvium bildet im wesentlichen die Höhen, das Alluvium füllt meist die Niederungen zwischen und kleinere Mulden auf diesen aus.

Der Diluvialboden ist fast durchweg entweder wenig fruchtbarer Sand, der Kiefernwald und Roggen-, sowie besonders Kartoffelfelder trägt, oder roter, altmärkischer Geschiebemergel, der an der Ober-

¹ Vergl. hierzu: Mertens: „Die südliche Altmark“. Archiv für Landes- und Volkskunde der Provinz Sachsen. Halle. 1892. S. 4—16, und die „Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preußen“, Lief. XXXII u. f.

fläche zu einem kalkfreien Lehme oder lehmigen Sande verwittert und daher reichere Erträge liefert. Andere Bodenarten sind nur vereinzelt vertreten. Zum Hopfenbau werden sie alle beinahe nirgends verwendet, obwohl der Mergelboden, namentlich dort, wo er von einer humushaltigen Verwitterungskruste bedeckt ist, dazu ganz geeignet erscheint, wie der vorzügliche Hopfen von Berge und manchen anderen Orten im Norden der Altmark beweist. Gegenüber den Schwankungen, denen der Hopfen in Bezug auf Ertrag und Preis in den einzelnen Jahren unterworfen ist, gewährt auf solchem Acker der Getreidebau einen gleichmäßigeren, sichereren, wenn auch wohl geringeren Gewinnst, und der vorsichtige, rechnende altmärkische Landmann zieht ihn daher jenem vor.

So ist in der Altmark der Hopfenbau auf die alluvialen Bodenarten der Niederungen angewiesen.

An vielen Stellen zieht sich von den Höhen diluvialer Thalgeschiebesand¹ an den Hängen in die Thalungen hinab. Wo er so tief reicht, daß das Grundwasser ihn noch durchfeuchtet, und wo er infolge dessen von einer, wenn auch nur dünnen Humusdecke bekleidet wird, sind auch auf ihm Hopfengärten angelegt, wie besonders an den Rändern des Schaugrabengebietes.

In geringerem Maße, so z. T. bei Schenkenhorst, Butterhorst, Altmersleben, wird auch feucht gelegener alluvialer Sandboden (gewöhnlicher Flußsand), auf dem sich eine schwache Humuslage befindet, mit Hopfen bestellt. Der gute Hopfen von Schenkenhorst wird dagegen auf humosem Schlicksande (Mertel), einer 0,5 — 1,0 m mächtigen Schicht von feinkörnigem, thonigem Sande mitten im Milde-thale, gewonnen.

Weit verbreitet ist in den Niederungen der Torf; er wird von verwesenden Pflanzenstoffen gebildet, besteht daher fast ganz aus Humus, ist ziemlich frei von Sand, Thon und Kalk. Infolgedessen gedeihen auf ihm nur saure Gräser u. dergl.; zu Anbauzwecken kann er nicht verwendet werden. Dagegen wird er gestochen, um einen billigen Heizstoff zu liefern; und an einigen Stellen im Schaugrabengebiet (z. B. bei Lindstedt u. a. a. O.) sind solche nicht ganz bis zur völligen Entfernung des Torfes abgebauten Stiche, die auf sandiger Unterlage ruhen, zu Hopfenpflanzungen verwendet.

Nach den Rändern der Thalungen zu nimmt die Mächtigkeit des Torflagers in der Regel ab; gleichzeitig findet man hier infolge von

¹ Er ist so genannt, weil er größere und kleinere Steine als Geschiebe enthält.

Einschwemmung Beimengungen von Sand, sodafs der Torf übergeht in Moorerde (d. i. sandigen Humus), schliesslich in humosen Sand. Zum Hopfenbau eignet sich dieser Moor- und Torfboden nur dann, wenn Wiesenkalk ein- oder untergelagert ist, oder wenn dem Humus so viel Kalkgehalt beigemischt ist, dafs Moormergel entsteht. Bei den meisten altmärkischen hopfenbauenden Ortschaften liegen die Hopfengärten auf Moormergel. Je mächtiger und lockerer die mit Sand durchsetzte humose Oberkrume des Bodens, je stärker bis zu einem gewissen Grade der Kalkgehalt ist, desto besser gedeiht die Hopfenpflanze, desto wertvoller sind die Zapfen.

Analysen der als Hopfenboden bekannten Moormergel von Badingen, Schäplitz und Kläden ergeben als Gehalt an kohlenurem Kalk in Prozenten des Gesamtbodens:¹

	bei 0,4 m Tiefe	bei 0,5 m Tiefe	bei 1 m Tiefe
Badingen: Probe I	15,27	7,92	7,10
„ II	11,40	5,22	1,36
Schäplitz	—	—	7,99
Kläden	—	—	10,60.

Aus dem bisherigen geht hervor, dafs der altmärkische Hopfen durchweg Moorhopfen ist. Allerdings ist seine Güte verschieden, je nach dem Ursprungsorte. Der auf eigentlichem Torf- und Moorboden wachsende liefert lockere, grofse, beim Trocknen vielfach rötlich werdende Zapfen, der auf kalkreicherem Moormergel erzeugte kleinere, weifslich-grüne, dichtere, mit stärkerem Gehalt. Der letztere Hopfen wird natürlich von den Käufern dem ersteren vorgezogen, und dieser bekommt erst dann einen höheren Wert, wenn irgendwo in den Hopfenbau treibenden Gebieten ein Entausfall eingetreten ist.

Doch ist das nicht eine Erscheinung, die sich erst in der neueren Zeit bemerkbar gemacht hat. Schon im vorigen Jahrhundert kommt ja, wie oben (S. 17) angeführt ist, Friedrich der Grofse darauf zu sprechen, dafs „bekanntermassen“ der in Böhmen wachsende Hopfen dem in der Kurmark gewonnenen „weit préférirt“ wird; und fast um dieselbe Zeit führt Beckmann an², „dafs man in diesem Lande (nämlich in der Altmark), und ohne Zweifel auch anderswo zweierlei Hopfen hat, den Weissen und Rohten; der Weisse ist zahrter und öhlhafter, wird auch zeitiger reif, der Rohte ist etwas herber und wird

¹ Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Preussen u. s. w. Lief. XXXII. Bl. Bismark. S. 46, 47.

² Beckmann a. a. O. III. Teil. S. 663.

später reif. In Gardelegen selbst hat man diesen Unterschied in Vergleich mit dem Braunschweigischen Hopfen, welcher weiß ist, und von den Kaufleuten lieber gekauft wird, weil er schwerer ist; der Gardelegische hergegen ist leichter, und wird daher jenem nachgesetzt.“

Auch in Bezug auf die einzelnen Ortschaften der Altmark bestanden schon damals solche Unterschiede, die sich im Preise bemerkbar machten; denn der Burgstaller Hopfen kostete stets 2—3 Thaler mehr als der andere (s. S. 11).

Man hat versucht, durch Einführung guter Hopfensorten das altmärkische Erzeugnis zu verbessern (s. S. 17 u. S. 26). Auch nach dem Aufschwunge in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts sind böhmische und bairische Fechser eingeführt. Eine Besserung in der Güte des altmärkischen Hopfens ist dadurch nicht erreicht. Nach einigen Jahren brachten die neuen Pflanzen eben solche Zapfen wie die im Lande selbst gezogenen. Der Boden ist schuld daran.

Der altmärkische Hopfen würde an Wertschätzung bedeutend gewinnen, wenn sich die Landleute entschließen könnten, den Boden zu verbessern, vielleicht wenn sie den besseren, jetzt zum Getreidebau verwendeten kalk- und lehmhaltigen Acker dem Hopfen überwiesen.

Dafs das letztere geschehen wird, ist nicht anzunehmen. Wie bereits gesagt, ist der Ertrag der Körnerfrucht gegenüber dem des Hopfens sicherer. Dann aber bringt auch der Moorhopfen gröfsere Mengen an Zapfen, sodafs dadurch der Preisunterschied ausgeglichen werden kann. Und schliesslich nimmt der Bauer an, dafs im Moorboden die Hopfenstangen länger halten, da sie nicht so leicht vom Winde abgebrochen werden, wie in dem festeren Lehmboden, dafs also die Gewinnungskosten geringer sind.

Die Bodenverbesserung kann aber auch dadurch geschehen, dafs künstlich dem Moorboden Kalk zugeführt wird, dafs durch tiefere Gräben und geeignete Vorflut ein Abzug für das im Moore zu reichlich steckende, oft faulige Wasser geschaffen wird.

Hoffentlich wirken die (auf S. 29) erwähnten Versuchsgärten in diesem Sinne.

b. Die Anlage des Hopfengartens.

Im grofsen und ganzen haben also die Hopfengärten in der Altmark solchen Boden, wie ihn die auf Veranlassung Friedrichs des Grofsen von den Kammern herausgegebene (s. S. 19) Anweisung „Unter-

richt zum Hopfenbau¹ verlangt: „Der Hopfen erfordert ein schwartzes, lockeres und etwas niedriges Terrain, und derjenige Boden, dessen Oberfläche aus etwa 1½ Fuß hoch schwartze Bruch-Erde besteht, und welcher unter dieser Bruch-Erde kühlen Sand oder Lehm hat, schicket sich dazu vorzüglich.“

Meist befinden sich die zum Hopfenbau bestimmten Plätze dicht beim Orte, womöglich unmittelbar hinter dem Hofe, wie ja auch die Mehrzahl der altmärkischen Dörfer am Rande der Niederungen liegt. Es wird durch diese Nähe die Bearbeitung sehr erleichtert. Zur Zeit des hohen Preises sind jedoch Pflanzungen auch weiter ab im Felde oder selbst, wie im Drömlinge bei Miesterhorst und anderswo, an geeigneten, der Sonnenwärme ausgesetzten Stellen im Walde angelegt worden.

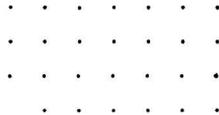
Soll ein neuer Garten eingerichtet werden, so muß man zunächst, wenn es nötig ist, den Moorboden von dem überflüssigen Wasser befreien. Es werden daher Gräben in bestimmter Richtung gezogen, die das Wasser aufnehmen, die ausgehobene Erde wird obenauf geworfen. Dadurch entstehen Dämme, und deshalb bezeichnet man seit alten Zeiten in der Altmark die Hopfenanlagen als Hopfendämme; ja selbst dann, wenn, wie bei Gardelegen, die Dämme schon lange nicht mehr zur Hopfenzucht benutzt wurden, haben sie ihren Namen bewahrt.²

Der Boden dieser Dämme muß sodann tief umgegraben werden, bis zu $\frac{3}{4}$ m Tiefe, damit die verschiedenen etwa vorkommenden Erdarten ordentlich gemischt und das ganze aufgelockert wird. Wo es sich empfiehlt, wird auch wohl künstlich Sand der Krume zugesetzt. Zweckmäßig ist es, gleich von vornherein gut zu düngen und das Umarbeiten bereits im Herbst oder Frühwinter vorzunehmen, damit das Erdreich im Winter ordentlich durchfrieren kann und mürbe wird. Viele beginnen mit der Zurichtung jedoch erst im Frühjahr.

Etwa im Monat April werden dann in diesen so zubereiteten Boden die jungen Stecklinge, die sog. „Fechser“ oder „Senker“, im Plattdeutschen „Sprott“ oder „Hoppensprott“ d. i. Sprossen, gelegt und gegen 3 cm mit loser Erde bedeckt. Man erhält sie von den alten Hopfenstauden, da sie Schöfslinge von deren unterirdischem Stamme sind (S. 1), sucht natürlich die kräftigsten, mit den besten Knospen ausgestatteten aus und macht sie etwa 15 bis 20 cm lang.

¹ Kgl. Staatsarchiv Magdeburg a. a. O. 11. Februar 1772.

² z. B. Bauke a. a. O. S. 139: „Das kleine Hospital zum heiligen Geist. Der Fond besteht in . . . 8 Hopfendämmen . . .“



Von einzelnen Landleuten wird dieser Quadratverband auch heute noch angewendet, doch beträgt der Abstand meist weniger als 6 Fuß = etwa 1,90 m.

Andere legen die Bänke im Dreiecksverbande an, so dafs je 3 Pflanzstellen ein gleichseitiges Dreieck bilden:



Am weitesten verbreitet ist jedoch der Verband im Rechteck. Die Längsreihen haben dann einen Abstand von 1,10 m, 1,5 m oder selbst 1,6 m; in ihnen aber sind die Haufen enger zusammengedrückt, sie liegen entsprechend nur 1 m und 1,5 m voneinander:



Im allgemeinen wird in der Altmark der weitere Abstand der Längsreihen bevorzugt, da der Landwirt meistens zwischen dem Hopfen andere nutzbringende Pflanzen: Futterrüben, Runkeln, besonders aber niedrige, sog. Krup-Bohnen baut. Im Interesse des Hopfens liegt das ja nicht, weil diesem die Nahrung im Boden dadurch geschmälert wird; der Bauer aber sagt sich, durch die langjährige Erfahrung gewitzigt: „Wenn der Hopfen nichts kostet, so schlage ich wenigstens die Bodenpacht und andere Unkosten aus der Unterfrucht heraus; kostet er jedoch etwas, so bringt das Land doch genug ein.“

Am Rande der Dämme werden vielfach Stangenbohnen gezogen, die die geschätzten altmärkischen Schmalzbohnen liefern, von denen der Centner manchmal mit 40 *ℳ* bezahlt worden ist. Oft genug haben in Jahren mit niedrigen Hopfenpreisen diese Bohnen mehr eingebracht als der Hopfen selbst.

Um die Hopfendämme gegen plötzlich eintretende heftige Winde zu schützen, ist es nötig, dafs sie mit dicht belaubten Baum- und Buschreihen umhegt werden, die jedoch den Sonnenstrahlen immer noch den Zugang frei lassen müssen. Man pflanzt daher am Aussenrande meist Erlen, Birken, auch Eichen und Buchen, läfst ihnen zu-

nächst von unten auf die Zweige; dazwischen siedelt sich alles mögliche Strauchwerk an. Im Verein mit den hohen, grünen Hopfenstauden geben diese Bäume und Strauchbestände den Hopfendörfern von weitem schon ein freundliches Aussehen, da die einzelnen Gehöfte nur teilweise aus dem dichten Grün hervorsichimmern.

c. Die Arbeit im Hopfendamme und die Ernte.

Mit dem Legen der Hopfenfechser und dem Setzen der kleinen Stangen ist es im ersten Jahre noch nicht gethan: es muß vielmehr der Boden, um ihn von Unkraut rein zu halten, mehrmals gehackt werden, wodurch er zugleich locker bleibt. Im Herbst werden sodann die Ranken dicht über dem Grunde abgeschnitten und die in der Erde ruhenden Pflanzen mit einem kleinen Düngerhaufen bedeckt, um sie gegen die Winterkälte zu sichern.

Sobald im Frühjahr der Frost aufgehört hat, meist im Monat April, werden diese Düngerhaufen wieder abgenommen, die Stauden von dem noch daran befindlichen alten, dürren Holze der vorjährigen Ranken befreit und der Damm zur Säuberung von diesem Holze ausgeharkt. Darauf werden die z. T. bloßgelegten Pflanzen wieder flach mit lockerer Erde, der der verwitterte Mist zugesetzt wird, bedeckt; nach tüchtiger Düngung wird der Boden tief umgegraben.

Sobald die neuen Stengel hervorsprossen, werden die Hopfenstangen, die im zweiten Jahre bereits etwa 4 m lang sein müssen, gesetzt: der Hopfen wird gestakt. Um mehr Ertrag von einer Bank zu erzielen und den Pflanzen Platz für freie Entwicklung zu geben, werden meist 2 Stangen nebeneinander gestellt und an jeder 3 bis 6 Ranken, je nach deren Stärke, emporgeleitet. (Nach der mehrfach angeführten Anweisung sind 3 Stangen nötig, je eine bei b, c und d, s. S. 34.). Um die Hopfenstengel von vornherein an die Stangen zu bringen, müssen sie, und zwar mit richtiger Windung (s. S. 1), meist zweimal nacheinander lose angebunden werden. Die überschüssigen Sprossen werden abgerissen und können als Viehfutter Verwendung finden.

Nachdem so alles vorbereitet ist, braucht der Boden durch mehrmaliges Hacken nur locker und rein gehalten zu werden; es werden die Unterfrüchte angebaut. Der Hopfendamm hat dann einige Zeit Ruhe bis zur Ernte.

Die Behandlung im dritten Jahre entspricht durchaus der eben geschilderten. Da jedoch die Pflanzen nun viel kräftiger geworden sind, so erreichen die Ranken eine bedeutendere Länge, tragen mehr Blätter

und Dolden. Daher müssen jetzt etwa 8 m hohe Stangen gesetzt werden; zuweilen, bei besonders üppiger Entwicklung, werden sogar noch Leitstaken hinzugefügt. Doch besteht auch hierin manche Verschiedenheit. An einzelnen Orten werden zuerst kürzere Staken gesetzt, später, wenn der Hopfen darüber hinauswächst, werden längere daneben gestellt.

Ein in voller Entfaltung stehender Hopfendamm gewährt mit seinen hohen Stangen, dem dunkelgrünen, reichlichen Laube, den im Winde schaukelnden, herabhängenden Zweigen und den gelblichen Dolden einen prächtigen Anblick.

Gegen Ende des Sommers werden die Zapfen des Hopfens gelb und kleberig; es gilt das als ein Zeichen der Reife. Nunmehr beginnt die Ernte.

St. Bartholomäus — der 24. August — gilt in der Altmark als der Anfangstag; doch kann sich je nach der Lage des Ortes sowie nach der Witterung des Jahres der Anfang etwas verschieben.

Die Hopfenernte ist in den Hopfendörfern die angenehmste Zeit des Jahres, namentlich wenn sich herausstellt, daß die Händler geneigt sind, gute Preise zu zahlen. Da die Dolden möglichst schnell gepflückt werden müssen, wenn sie nicht an Güte verlieren sollen, so reichen gewöhnlich die zur Wirtschaft (dem Hofe) gehörenden Leute nicht aus, es müssen fremde zur Hilfe angenommen werden. Da bleibt zu dieser Zeit mancher arme Reisende (so wird der auf der Wanderschaft begriffene Handwerksbursch in der Altmark genannt) in den Dörfern, um bei guter und reichlicher Kost und leichter Arbeit seinem Geldbeutel etwas aufzuhelfen. Manche arme Familie zieht, womöglich mit Kind und Kegel aus der Stadt hinaus, in der Regel Jahr für Jahr zu demselben Bauern. Den ganzen Tag über hat „die Frau“ (die Bäuerin) zu thun mit Kochen, Braten, Backen, um all die hungrigen Leute zu sättigen.

Am frühen Morgen, wenn der Tag kaum graut, ziehen die Männer hinaus nach dem Damme. Da werden die Hopfenranken dicht über dem Boden abgeschnitten, die Stangen aus der Erde gezogen und vorsichtig niedergelegt, damit sie nicht die benachbarten noch stehenden niederschlagen und zerbrechen; sodann werden die Ranken abgestreift (bei der Rauheit der Stakenoberfläche oft keine kleine Mühe) und zu einem Bündel zusammengebunden.

Auf Wagen wird ein Vorrat, der für den Tag genügend ist, zur Scheune gebracht, wo die „Hoppenplückers“ schon warten. In der Reihe hintereinander sitzen sie längs der Wand der Tenne, jeder hat ein Bündel vor sich, das er der Reihe nach wegnehmen muß, nicht

etwa nach dem Reichtum an Dolden sich aussuchen darf (Utsöken is nich! — Immer up de Rëg weg!), pflückt die einzelnen Zapfen sorglich ab und wirft sie in einen, durch Bretter gebildeten Verschlag neben sich.

Geistige Anstrengung wird bei dieser eintönigen Arbeit, die von früh bis spät dauert und nur von den kurzen Pausen für die Mahlzeiten unterbrochen wird, nicht verlangt, und so suchen die Leute sich die Zeit zu vertreiben durch Erzählen von oft gruseligen Geschichten, die vielfach jedes Jahr wiederkehren, besonders aber durch Einzel- oder gemeinschaftlichen Gesang. Parisius schreibt,¹ daß sich in den Hopfendörfern der Altmark eine grössere Zahl alter Volkslieder in Wort und Weise erhalten hat, als in den Dörfern irgend einer andern norddeutschen Landschaft. Eine Frau Ackermann Jennrich in Estedt, einem Hopfendörfe, nennt er die liederkundigste aller Frauen, die ihm vorgekommen sei, und er ist der Überzeugung, daß sie damals (1857) noch weit über 100 Singweisen und Texte von Volksliedern kannte, dazu eine große Menge anderer weltlicher und Kirchenlieder.

Jetzt ist die Zahl der gekannten Volkslieder, besonders der plattdeutschen, dagegen leider bedeutend geringer geworden.

Die gegebene Schilderung bezieht sich selbstverständlich nur auf die Verhältnisse auf einem großen, Hopfenbau treibenden Bauernhofe. Die kleineren Besitzer schaffen ihre Arbeit beim Pflücken allein; in den Städten helfen des Abends wohl auch die Nachbarn und benutzen die Gelegenheit, um gemütlich Gedanken auszutauschen.

Manchem Bauern wird jetzt auch die Unruhe auf dem Hofe zu groß; er bringt, wenn er nicht zu weit ab wohnt, die Hopfenbündel zum Pflücken in die Stadt, wo sich Hände genug finden, um sie bald zu leeren. In Gardelegen verdient in der „Hoppenplückertid“ manche arme Frau, die durch kleine Kinder oder die Thätigkeit des Mannes an die Scholle gefesselt ist, durch Hopfenpflücken einige Groschen.

Die würzig duftenden, etwas klebenden Zapfen müssen nun getrocknet werden, und zwar so lange, bis selbst die Rippe im Innern, an der die einzelnen Schuppen sitzen, völlig trocken ist. Es geschieht das in der Art, daß man sie möglichst dünn (wenn sie zu dick liegen, werden sie leicht rot, ungleichmäfsig und verlieren an Wert) bei gutem Wetter auf großen leinenen Tüchern, den „Saatlaken“, an der Erde,

¹ Dietrichs u. Parisius: Bilder aus der Altmark. Hamburg. 1883. Bd. II. S. 137.

bei ungünstiger, nasser Witterung auf den luftigen Böden ausbreitet und mehrmals wendet, um eine gleichmäßige Ware zu erhalten. Der trockene Hopfen bleibt dann in großen Haufen liegen, bis er versandt werden kann. Dann wird er in Riesensäcke, „Hoppensäck“, geschüttet, fest getreten und in hohen Fuhren nach Gardelegen gebracht, wo er zum weiteren Vertriebe in den Schwefelkammern der Darren der Hopfenhändler geschwefelt und dadurch haltbarer gemacht wird.

In früheren Jahrhunderten hatte man zum Trocknen besondere Darren;¹ auch die Anweisung empfiehlt für großen Betrieb, also reiche Ernte die Anlage einer solchen.

Mit der Ernte ist die Arbeit im Hopfendamme noch lange nicht beendet. Es müssen nunmehr die leeren Stangen gesammelt werden. Um Regelmäßigkeit und Ordnung zu haben, werden die Staken von 60 Bänken zusammengelegt und zwar, um Fäulnis zu verhindern, etwas über dem Boden. Nach diesen Haufen nennt man auch heute noch in den Hopfendörfern die Fläche, die 60 Hopfenbänke trägt, einen „Stakhaufen“. In früherer Zeit ist diese Bezeichnung ganz gang und gäbe gewesen; ja es wurde und wird hier und da noch jetzt die Größe eines Hopfendamms sogar nach Stakhaufen angegeben. „Drittig Stakhupen Hoppland hew ick.“² Noch im vorigen Jahrhundert wurde nach diesem Maße das Hopfenland ge- und verkauft.³ Es muß also damals jedenfalls in Bezug auf den Abstand der Reihen und der Pflanzen in diesen eine größere Gleichmäßigkeit in der Altmark geherrscht haben; denn unter den heutigen Verhältnissen ist je nach der weiteren oder engeren Anlage der Bänke die Fläche eines Stakhaufens sehr verschieden. Bei Zugrundelegung des Quadratverbandes (6 Fuß Abstand) der Anweisung ergeben sich für einen Stakhaufen rund 200 qm; es gehen also auf 1 Morgen, das für Acker in der Altmark noch gewöhnlich angewendete Maß, etwa 12 Stakhaufen. Bei engerem Verbande kann die Zahl bis auf 16, ja 18 steigen.

Im Winter muß an den Ersatz der unbrauchbar gewordenen Staken gedacht werden. In den altmärkischen Kiefernforsten giebt es in der Regel genug, vielfach zu niedrigem Preise. Diese müssen angefahren werden, werden dann geschält, damit sie unter der Rinde nicht verstocken, d. h. ihr Holz nicht mürbe wird; endlich werden sie angespitzt, damit sie beim Setzen leicht in den Boden gehen. Das

¹) S. S. 11.

²) Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 135.

³) S. S. 12.

letztere muß auch bei den alten Stangen besorgt werden, da doch bei den meisten die Spitzen abgebrochen oder stumpf geworden sind.

Ein einziges Mal ist mir ein Garten bei Gardelegen aufgefallen, in dem ein Versuch damit gemacht wurde, die Hopfenranken an Drähten, die an langen Quergerüsten senkrecht ausgespannt waren, emporzuziehen, wie es anderswo wohl geschieht. Der Versuch scheint jedoch nicht befriedigt zu haben, denn im nächsten Jahre standen wieder die gewöhnlichen Kiefernstangen da.

Alles in allem kann man sagen, daß die Arbeit im Hopfendamme: das Abdecken, das Düngen, das mehrfache Graben und Hacken, das Stakensetzen, das Anbinden, das Nachsetzen der Leitstangen, das Niederlegen und Abstreifen, das Pflücken, Trocknen und Sacken, das Zusammenlegen und Anspitzen der Staken und die Zurichtung neuer, fast das ganze Jahr hindurch währt. In den Hopfendörfern nimmt man an, daß der Hopfen etwa 300 Tage Arbeit braucht.

Dabei ist diese Arbeit, abgesehen vom Pflücken, nicht leicht. Es ist nicht gut verständlich, wie Parisius sagen kann: „Fast alle zu seiner Kultur und Einheimsung erforderliche Thätigkeit bedarf keiner großen Kraftanstrengung und kann von jedermann in Haus und Hof verrichtet werden.“¹ Wie vielmehr diese Arbeit gewertet wird, geht jedenfalls daraus hervor, daß es in den eigentlichen Hopfendörfern (als besonderes Beispiel ist mir Lindstedterhorst genannt) für die Bauern schwierig ist, Dienstboten zu bekommen. Sie müssen diesen sehr hohen Lohn zahlen und alle möglichen Freiheiten gewähren, damit sie nur bleiben.

Die Hopfenpflanze soll nicht länger als 12 Jahre im Boden bleiben; es empfiehlt sich, sie dann herauszureißen und nach gehöriger Bearbeitung des Bodens durch neue Fehser zu ersetzen. Am besten ist es, wenn einige Jahre hindurch an derselben Stelle kein Hopfen gebaut, sondern dem Erdreich Ruhe zur Erholung gelassen wird.

Viele der altmärkischen Hopfenbauer beobachten wohl diese Regeln; doch giebt es auch manche, die den Hopfen so lange stehen lassen, wie er nur irgend Ertrag bringt.

d. Der Ertrag.

Der Ertrag des Hopfendamms ist natürlich sehr verschieden.

Kommen alle günstigen Vorbedingungen zusammen, so daß eine volle Ernte erzielt wird, so bringt der Stakhaufen etwa 1 Centner

¹ Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 138.

Hopfen, der Morgen also je nach der Weite der Anlage 10 bis 13 Centner.

Doch sind solche vollen Ernten selten. Die Jahre 1860, 1882, 1885, 1892 haben sie gebracht. Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen wir sie auch für das Jahr 1633 annehmen (s. S. 10). Die vielfach erwähnten Berichte an die Domänenkammern geben auch 1763 und 1768 als gute Hopfenjahre an. Nach dem Kirchenbuche von Klinke gedieh der Hopfen gut, ja vorzüglich, in den Jahren 1817, 1819, 1822, 1827, 1828; vom letzten Jahre wird berichtet, daß der Hopfen sehr reichlich geriet, so daß manche 4 Wochen pflücken mußten, ja einige ihn ganz stehen ließen.

Diesen gegenüber steht aber auch eine große Anzahl von Jahren mit mittleren und eine stattliche mit geringen Ernten, ja völligen Missernten.

Bald ist es Hagelschlag, der stellenweise die Dolden, womöglich die ganzen Pflanzen herunterschlägt (1772, 1782, 1816);

bald lassen Kälterückfälle im Frühjahr die bereits in der Entfaltung begriffenen oder wohl gar schon in der Blüte stehenden Pflanzen erfrieren, so daß der Ertrag fast gleich Null wird (1653,¹ 1762, 1764, 1765, 1767, 1769, 1770, 1774, 1781, 1802, 1809);

bald ist der Sommer zu heiß und trocken, so daß alles im Hopfendamme verdorrt (1589,² 1759, 1762, 1765, 1775, 1780, 1782);

bald ist er wieder zu nass, so daß die Zapfen an den Stangen faulen und nicht reif werden (1774, 1805, 1898);

bald kommen mehrere dieser Umstände: Erfrieren im Frühjahr und Dürre oder zu große Nässe im Sommer in einem Jahre zusammen und verderben die ganze Ernte.³

Noch größere Gefahr, als ungünstige Witterungsverhältnisse mit sich bringen, droht der Hopfenpflanze von tierischen und pflanzlichen Feinden.

¹ Chr. Schultze: a. a. O. S. 127: „A. C. 1653, da mancher nicht einen Scheffel gewonnen, weil er in der Blüte verfroren.“

² Chr. Schultze: a. a. O. S. 127: „Wie in der Lindstedischen Kirchen-Agende von einem Prediger aufgezeichnet | war er A. C. 1589 wegen der grossen und anhaltenden Dürre gar nicht gerathen | daß ein mangel einfiel | und der Wispel achtzehn Thaler willig und gerne galt.“

³ Für die Jahre 1743—1788 vergl. die oft angeführten Akten der Magdeburgischen Kriegs- und Domänenkammer im Kgl. Staatsarchiv zu Magdeburg; für die Zeit von 1800—1828 die Bemerkungen im Kirchenbuche von Klinke i. d. Altmark.

In manchen Jahren, meist, nachdem der Hopfen schon durch das nicht zusagende Wetter geschwächt ist, entwickelt sich auf der Unterseite der Blätter in ungeheuren Massen die Hopfenblattlaus (*Aphis humuli* Schrk.). Indem diese Tiere unaufhörlich die Säfte aussaugen und dadurch ein Zusammenschrumpfen und Absterben der grünen Teile veranlassen,¹ scheiden sie auch reichlich Flüssigkeit wieder ab. Als eine wasserhelle, klebrige, süßlich schmeckende Masse spritzen sie diese weit von sich, besudeln dadurch die unter ihnen befindlichen Blätter und Stengel, welche infolgedessen wie mit einem Firnis überzogen erscheinen. Der Regen löst den Überzug zum Teil wieder auf und überträgt ihn beim Heruntertropfen auf tiefer befindliche Teile. Unter diesen Umständen ist selbstverständlich die durchaus notwendige Wechselwirkung zwischen der Pflanze und der umgebenden Luft, vor allem also die Atmung lahm gelegt: der Hopfen geht ein. Man bezeichnet diesen Überzug als Honigtau. Wenn gar die trockenen, weißlichen Häute der Tiere darin kleben und wie Puder die Blätter bedecken, spricht man von Mehltau.

Die klebrigen Massen auf den Blättern bieten die günstigste Gelegenheit für Pilzsporen, auf der Pflanze Fuß zu fassen und weiter zu wuchern. Besonders ist es der Rufstau, der durch den Pilz *Fumago salicina* hervorgebracht, den Hopfenpflanzungen riesigen Schaden zufügt.

Eine kleine Milbe (*Tetranychus telarius* L.), die rote Spinne, saugt die Blätter aus und bewirkt dadurch den Kupferbrand.

Selbstredend treten diese Feinde nicht zugleich in dem ganzen Hopfenbaubezirke der Altmark auf; stellenweise mag überhaupt nichts geerntet werden, anderswo nur ein geringer Bruchteil einer Vollernte, während an drittem Orte vielleicht der Ertrag ganz befriedigend sein kann.

Als ein sehr schlechtes Hopfenjahr mag in dieser Hinsicht das Jahr 1898 angeführt werden, das infolge ungünstigen Wetters und der zahlreichen Krankheiten der Pflanzen nur $\frac{1}{9}$ einer Durchschnitts- und damit die schlechteste Ernte seit 1854 hatte.

Der Gesamtertrag der ganzen altmärkischen Ernte ist wegen der schwankenden Größe des Anbaugbietes (vergl. auf der Karte 1885 und 1897) und wegen des in Jahren günstiger Preislage verstärkten, darauf

¹ Kirchenbuch von Klinken: 1820. „Der Hopfen geriet gar nicht, denn die Blattläuse verzehrten alles.“ General-Designation für das Jahr 1786. (Geh. Staatsarchiv. Berlin a. a. O): Burgstall: „Totaler Mißwachs. Die Blattläuse fraßen alles auf.“

wieder eingeschränkten Umfangs der Anbauflächen in den einzelnen Orten sehr verschieden gewesen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß der Hopfenbau immer nur ein Nebenbetrieb der altmärkischen Landwirtschaft gewesen ist. Die Hauptsache ist, abgesehen von einzelnen Dörfern im Schaugrabengebiete und Mildethale, sowie am Drömlinge (z. B. Lindstedt, Lindstedterhorst, Kassiek, Algenstedt, Schenkenhorst u. m. a.), stets der Getreidebau geblieben.

Meist hat ein Bauer etwa 4—5 Morgen in Hopfendämmen liegen, in jenen eigentlichen Hopfendörfern wohl 8—10 Morgen. Die kleineren Besitzer (Kossaten, Grundsitzer, selbst Einwohner) haben entsprechend weniger, pachten aber wohl noch Land dazu. Die großen Güter haben sich mit dem Hopfenbau nicht befaßt, da er zu viel Arbeit und damit zu viel Leute erfordert, in folgedessen nicht recht lohnend ist.

Am Anfange der 40er Jahre berechnen Hermes und Weigelt¹ die durchschnittliche Ernte im Regierungsbezirke Magdeburg auf 5200 Centner. Davon gehen für den Bezirk Hornburg bei Halberstadt bei guter Ernte 2—3000 Centner ab; es bleiben demnach für die Altmark nur gegen 3000 Centner, von denen auf die S. 25 angeführten Hopfendörfer insgesamt 1751 Centner kommen. (Vergl. damit die Zahlen in dem Abschnitt: Verbreitung des Hopfenbaus.)

Dem gegenüber hat sich in der Zeit des Wiederaufblühens des Hopfenbaus seit den 60er Jahren der Ertrag ganz bedeutend gehoben.

Das Jahr 1882 hat wohl über 25000 Centner gebracht,² und im Jahre 1885 ist mit 32000 Centnern jedenfalls der Höhepunkt erreicht gewesen.

Gegenwärtig mögen bei voller Ernte noch etwa 24000 Centner erzielt werden. Natürlich bleiben die wirklichen Werte dahinter zurück, da, wie ausgeführt ist, die Ernte stellenweise sehr verschieden ausfallen kann. Auch ist es sehr schwierig, eine sichere Angabe zu machen.³ Die folgenden Zahlen geben die Anzahl der Tonnen bzw. Centner Hopfen, die vom Bahnhofe Gardelegen in den angegebenen Jahren mit

¹ Hermes u. Weigelt: Handbuch vom Regierungsbezirk Magdeburg. Magdeburg. 1843 u. 1842. Teil I. S. 92; Teil II. S. 196 ff.

² Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 137.

³ Nach den Angaben des Statistischen Amtes sollen i. J. 1894 787 t, i. J. 1895 672 t geerntet sein, während in diesen Jahren und im Jahre vorher mit der Bahn von Gardelegen aus 518 t, bzw. 1127 t, bzw. 970 t verschickt sind.

der Eisenbahn verschickt sind.¹ Sie bieten auch nur ein angenähertes Bild, da vielleicht darunter alter, d. i. vorjähriger Hopfen mit verrechnet ist, andrerseits auch wohl auf anderen Wegen Hopfen ausgeführt sein mag. Doch kann dies nur ein geringer Bruchteil sein.

Es sind versandt von Gardelegen aus:

i. J. 1892/93	. .	1284 t	=	25 680 Centner,
„ 1893/94	. .	518 t	=	10 360 „
„ 1894/95	. .	1127 t	=	22 540 „
„ 1895/96	. .	970 t	=	19 400 „
„ 1896/97	. .	543 t	=	10 860 „

Die Ernte des Jahres 1898 betrug nur etwa 2000 Centner.²

Wenn bisher von dem Ertrage der Hopfenpflanze die Rede gewesen ist, so ist immer gemeint der Ertrag an Zapfen, die zur Brauerei gebraucht werden.

Es können jedoch auch noch andere Teile Verwendung finden.

Allerdings ist mir nicht bekannt geworden, daß irgendwo in der Altmark die jungen, noch weissen, zarten Schöfslinge als Salat oder Gemüse gegessen werden, wie es in anderen Hopfenbau treibenden Gegenden geschieht.

Dagegen werden die Blätter und die nicht holzigen Teile der Ranken als gutes Viehfutter benutzt, ja wohl gar zur Winterfütterung getrocknet.

Hopfenranken dienen auch zum Anbinden von jungen Bäumen u. s. w.

Dagegen hat die Verwertung des Hopfens als Gespinstpflanze (wie sein nächster Verwandter, der Hanf ist) in der Altmark nicht Fuß gefasst. Seit dem vorigen Jahrhundert wird in Schweden der Bast der Ranken zu Stricken, Matten, Säcken, überhaupt zu groben Geweben verarbeitet. Friedrich der Große hat auch diese Verwendung ins Auge gefasst. Am 17. Juni 1756 erläßt er an die Magdeburgische, jedenfalls auch an andere Kammern, eine Anweisung, wie die Hopfenranken zur Spinnerei zuzurichten sind.³

¹ Ich verdanke diese Angaben dem freundlichen Entgegenkommen der Kgl. Eisenbahn-Direktion Magdeburg, der ich dadurch sehr verpflichtet bin. Leider sind Angaben aus früheren Jahren nicht mehr möglich, da die Unterlagen dazu nicht mehr vorhanden sind.

² Nach freundlicher brieflicher Mitteilung des Hopfenhändlers Herrn E. Cohn, Gardelegen.

³ Kgl. Staatsarchiv. Magdeburg. a. a. O. Bd. III.

Danach schneidet man von den Blättern befreite Ranken in 3 Ellen lange Stücke, röstet sie entweder im Wasser, oder auf den Dächern, oder im Schnee. Wenn sie den ganzen Winter gelegen haben, nimmt man sie heraus bezw. herunter, läßt sie gut trocknen, drischt sie auf der Tenne, schwingt sie dann wie Flachs und hechelt sie mehrmals. Die daraus gewebten Sachen werden viel stärker als die vom Lein oder Hanf.

Es ist jedoch kein erfolgreicher Versuch gemacht worden; und jetzt denkt wohl kein Mensch in der Altmark mehr daran, daß der Hopfen als Gespinstpflanze gebraucht werden könnte.

Der Hopfenhandel.

Bereits in dem Abschnitte über die Geschichte des Hopfenbaues (S. 12) ist darauf hingewiesen, daß der altmärkische Hopfen durch den Handel der Gardelegener Bürger im 16., 17. und 18. Jahrhundert weit verbreitet worden ist. Er ging nach Hamburg, Holstein, Schleswig, Jütland, Dänemark, Lübeck, Skandinavien, Berlin und der übrigen Mittelmark, Preußen und Livland, Magdeburg, selbst nach Thüringen, Meissen und Franken.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts der Hopfenbau sowie der Hopfenhandel aus Gardelegen verschwand, wurde der Hopfen von fremden Händlern an Ort und Stelle erworben, die ihn dann ausführten; zum größten Teile aber nahmen die Bauern der Hopfendörfer selbst den Verkauf in die Hand. Auf eigenen Gespannen brachten sie den selbst geernteten sowie dazu erstandenen Hopfen nach den Orten des Verbrauchs. Besonders rührig scheinen die Bewohner des Dorfes Butterhorst gewesen zu sein, wenigstens werden sie mehrfach in den erwähnten Designationen als Abnehmer angegeben.

Sie hatten den Namen „Hopfenführer“.

Nach den Designationen führen sie den Hopfen in die benachbarten altmärkischen Städte Stendal, Salzwedel, Tangermünde, dann nach der Mittelmark nach Rathenow, Potsdam, Berlin, ferner nach Lüneburg, Hamburg, Holstein, Jütland, Dänemark, Mecklenburg, Lübeck, Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg. Nach dem Kirchenbuch von Klinke hat ein dort ansässiger Hopfenführer im Jahre 1815 Hopfen bis nach Wittenberg gebracht.

Mit der Zeit unternahmen diese Hopfenführer sogar größere Geschäfte, indem sie auch außerhalb der Altmark Hopfen aufkauften und aufser Landes führten. So klagten (S. 24) i. J. 1799 die Brauer von

Berlin, daß in der Stadt Hopfen kaum gegen teures Geld zu bekommen sei, da die altmärkischen Hopfenhändler auch den mittel- und neumärkischen Hopfen an sich brächten.

In neue Bahnen wurde der Handel geleitet, als er seit dem Jahre 1860 wieder fast ausschliesslich von Gardelegen aus betrieben wurde. Seitdem steht der altmärkische Hopfenhändler wieder in unmittelbarer Beziehung zum Weltverkehr:

Zur Zeit der Hopfenernte, namentlich dann, wenn der Preis hoch ist, erscheinen in Gardelegen zahlreiche Händler — die Hoppenjuden — meist aus Nürnberg oder Fürth, den Hauptsitzen des deutschen Hopfenhandels. Von hier aus besuchen sie die einzelnen Dörfer, besonders diejenigen, die bessere Ware ziehen, und kaufen für ihre Häuser ein, decken auch wohl, wenn es sich um grössere Mengen handelt, ihren Bedarf bei den in Gardelegen ansässigen Geschäften. Deren Inhaber sind in dieser Zeit ebenfalls persönlich unterwegs, um aufzukaufen, meist aber übertragen sie dies Geschäft bewährten, sachkundigen Leuten, den „Uppköpers“, die vielfach in den Dörfern selbst wohnen und daher ihren Bezirk ganz genau kennen. In mächtigen Fuhren gelangen dann die Hopfenmassen nach Gardelegen, um von hier aus weiter befördert, bezw. erst zum Versand durch Schwefeln fertig gemacht zu werden.

Für die Landleute hat diese Art des Verkaufs ihres Erzeugnisses wohl die Bequemlichkeit, daß sie nicht vom Hofe zu gehen brauchen; doch bringt sie auch manche Nachteile. Oft genug mag ein wertvollerer Hopfen gegenüber minderwertigem zu billig verkauft sein; auch sind vielfach die augenblicklichen Preise nicht bekannt, u. a. m.

Mit Rücksicht darauf hat der neugegründete Hopfenbau-Verein in Gardelegen als seine Aufgabe mit in die Satzungen aufgenommen: „Einrichtung von Hopfenmärkten“ (§ 2, 10 der Satzungen). Es würde dadurch jedenfalls beiden Teilen, den Bauern wie den Kaufleuten, gedient sein.

Hoffentlich gelingt es ihm, diese seine Absicht auszuführen. Bisherige Versuche in dieser Hinsicht, so ein von Herrn v. Kröcher-Vinzelberg angeregter, sind stets gescheitert.

Das Verkaufsmaß für Hopfen war in früherer Zeit bis zum Jahre 1826¹ der Wispel oder Winspel = 24 Scheffel, seitdem ist

¹ Kirchenbuch zu Klinke. 1826: „Es ward eine Hopfenwage angekauft. Der Hopfen wird von jetzt an nach Centnergewicht verkauft.“

es der Centner. Allerdings besteht die Beziehung zwischen beiden, daß 1 Wispel ungefähr 1 Centner wiegt.

Bei der ersteren Art galt es als anständig, daß der Verkäufer gehäufeltes Mafs, ohne Abstreichen gab. In Mieste soll noch jetzt das Sprichwort umgehen: „So! — seggt de Miester Köster, — un strök den Schäpel Hopp af.“¹

Darin hat sich das alte Mafs noch erhalten, daß beim Pflücken nach der Zahl der gefüllten Scheffelkiepen der Ertrag an Centnern abgeschätzt wird (40 Kiepen geben etwa 1 Centner), und daß von den Landleuten, die den Hopfen außer dem Hause pflücken lassen, nach der Zahl der gepflückten Scheffel bezahlt wird.

An Güte kann der altmärkische Hopfen als Moorhopfen, der er ja doch zum größten Teile ist, mit dem böhmischen und bairischen nicht wetteifern. Er gilt als minderwertig; in den Listen der Nürnberger Hopfenbörse steht er an letzter Stelle. Doch verdient er diese Herabsetzung nicht. Auf dem Nürnberger Hopfenmarkte wird der schlechte, grobe Hopfen, ganz gleich, woher er stammt, Altmärker genannt und dafür der niedrigste Preis angesetzt.² Daß er gar nicht aus der Altmark gekommen zu sein braucht, geht daraus hervor, daß vielfach der Bauer auf seinem Hofe schon mehr erhält, als sog. altmärkischer Hopfen in Nürnberg gilt.

Der Gardelegener Händler unterscheidet Exporthopfen von Prima-Hopfen, selbst noch feinerem, je nach dem Boden, darauf er gewachsen, und den Fehsern, von denen er stammt. Der letztere ist der kleinköpfige, weißliche, dichte; er gedeiht auf dem Boden, der mehr Kalk enthält, so besonders in Spänigen, Schäplitz, Nahrstedt, Volgfelde, Natterheide, Gardelegèn, Ackendorf, Berge, Schenkenhorst, Calbe, Jaevenitz. An Güte kommt er dem bairischen gleich, übertrifft ihn zum Teil sogar. In einer großen Anzahl von Ortschaften gedeiht Prima- neben Exporthopfen, so daß eine ansehnliche Menge Primahopfen nach Nürnberg geschickt werden kann. Von da geht er weiter in die Welt, unter welchem Namen und zu welchem Preise, ob rein oder gemischt mit anderen Sorten, das entzieht sich natürlich der Kenntnis des nicht Eingeweihten.

Der Exporthopfen ist der auf dem Moorboden der Schaugraben-niederung, des Mildethals und des Drömlings gedeihende, gröbere,

¹ Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 135.

² Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 139.

grofsköpfige Hopfen. Natürlich kann man auch bei ihm verschiedene Stufen der Güte unterscheiden, und diese machen sich in den Preisen oft sehr bemerkbar. Er wird fast ausschließlich unmittelbar ins Ausland geführt. Früher ging er meist nach England und Nordamerika, sowie nach Dänemark und Skandinavien. Nach den beiden erstgenannten Gebieten ist jetzt die Ausfuhr fast völlig eingestellt, da dort bereits so reichlich Hopfen geerntet wird, dafs sie der Einfuhr kaum noch bedürfen oder doch nur bessere Ware beziehen. Nach dem Norden Europas wird jedoch noch ein blühendes Geschäft unterhalten.

Dieses hat sich in der Art eigentümlich entwickelt, dafs der Hopfen aufser in den bekannten grofsen Ballen auch vielfach in kleinen Zweipfundpacketen versandt wird, jedenfalls also in solchen Mengen, wie sie der dänische, schwedische oder norwegische Abnehmer zu einem Sude gebraucht.

Eine Art Ehrenrettung gegenüber der Unterschätzung auf dem Nürnberger Markte ist dem altmärkischen Hopfen auf der internationalen Hopfen-Ausstellung zu Nürnberg im Oktober 1877 geworden. Auf dieser wurde einer von Herrn Gutsbesitzer Haberland in Holzhausen geordneten Gesamtausstellung des altmärkischen Hopfens der zweite Preis zuerkannt, jedenfalls doch ein Zeichen dafür, dafs der Hopfen besser ist als sein Ruf.¹

Die Preise für den Hopfen richten sich natürlich nach dem Preise auf dem Weltmarkte. Ist die Ernte allgemein gut ausgefallen, so wird für das altmärkische Gewächs wenig geboten, zuweilen so wenig, dafs die Kosten nicht herauskommen. Besonders traurig war in dieser Hinsicht das Jahr 1870, in dem der Centner mit 2—3 *ℳ* bezahlt wurde. Ist dagegen in einem Haupthopfengebiete ein Ernteausfall zu verzeichnen, so schnellen die Preise oft ungemein in die Höhe. Von Tag zu Tag wird mehr geboten, bis endlich das Treiben aufhört und nun noch schneller ein Preissturz eintritt.

Solche plötzlichen Steigerungen sind auch früher mehrfach beobachtet. Chr. Schultze berichtet:² „Andere aus unser Bürgerschaft wissen von 24 Thaler zu sagen | die er für Jahren hier gegolten als A. C. 1653. Da mancher nicht einen Scheffel gewonnen | weil er in der Blüte verfroren | allein es wehrte der theure Kauff über 7 oder 8 Wochen nicht | da fiel er auf 8 und 7 Thaler | und sagen alte Leute

¹ Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 139.

² Chr. Schultze: a. a. O. S. 127.

aus Erfahrung | dann auch | dafs sie es von alten Leuten haben | die Hopffen-Theuerung steht selten über etliche Wochen | nimmer über ein halb Jahr | darnach soll man sich richten | dafs man den Markt nicht verseume | und die rechte Zeit trefft.“

Ähnlich war es auch in den Jahren 1860 und 1882. Verschiedene Beispiele sind mir bekannt geworden, wo der schnell steigende Preis die Besitzer von Hopfen man kann sagen so verwirrt gemacht hat, dafs sie ein sehr annehmbares Gebot abwiesen in der Hoffnung, noch mehr zu bekommen, bis auch dann der plötzliche Rückschlag eintrat, sie „den Markt verseumten“ und schliesslich nichts erhielten.

Im folgenden sind die Preise zusammengestellt, soweit sie sich ermitteln liessen.

Hopfenpreise:

1564	1 Wispel kostete	12 Thaler, ¹
1568	„ „	12 „ , ¹
1589	„ „	18 „ , ¹
1590	„ „	16 „ , in Berlin 20, in Hamburg 24 Thaler, ¹
1653	„ „	24 „ , aber nach kurzer Zeit gefallen auf 7—8 Thaler, ¹
1765	„ „	24—30 Thaler (im August: alter Hopfen), ²
„	„ „	40 „ (im Oktober: neuer „), ²
1800	„ „	12 Louisd'or = etwa 60 Thaler, ³
1814	„ „	1 „ = 5 Thaler,
1815	„ „	bis 4 „ (neuer Hopfen),
1816	„ „	4 „ (Januar),
1817	„ „	20 Thaler,
1818	„ „	bis 7 Louisd'or, im September 6 Louisd'or; im Oktober und November fiel der Preis auf 14 Thaler.
1819	„ „	7—8 Thaler,
1821	„ „	17—16 „
1822	„ „	13—14 „ , fiel aber bald auf 10 Thaler, wobei er blieb,
1823	„ „	12 Thaler, fiel im November auf 10, selbst 8 Thaler,
1824	„ „	7 „ , später 6 auch 5 Thaler.

¹ Chr. Schultze: a. a. O. S. 127.

² Archiv der Stadt Magdeburg: H. 162.

³ Für die Jahre 1800—1828 sind die Preise im Kirchenbuche von Klinker bezeichnet.

1826 1 Centner kostete 17 Thaler,
 1827 „ „ 6 „
 1828 „ „ 4 „ , dann 3, ja $2\frac{1}{2}$ Thaler.

In den Jahren 1833—1836 war der Durchschnittspreis 10 Thaler; auch 1843 wird er als 10 Thaler angegeben.¹

1860 stieg der Preis von 18 Thalern (am 1. September) auf 125 Thaler (am 31. Oktober); durchschnittlich wurde etwa 75 Thaler gezahlt. Die Jahre 1861—1869 und 1871—1881 hatten einen Durchschnittspreis von 100 *ℳ*, das Jahr 1870 dazwischen einen Mindestpreis von nur 2 *ℳ*, einen Höchstpreis von 5 *ℳ*, einen Durchschnittspreis von 4 *ℳ*.²

Das Jahr 1882 brachte wieder einen Aufschwung, indem als niedrigster Preis 100 *ℳ*, als höchster 320 *ℳ*, im Durchschnitt 200 *ℳ* gezahlt wurden.³

Für die folgenden Jahre giebt das nachstehende Verzeichnis Auskunft:

	Niedrigster Preis:	Höchster Preis:	Durchschnitts- Preis:
1883	75 <i>ℳ</i>	140 <i>ℳ</i>	105 <i>ℳ</i>
1884	40 „	100 „	60 „
1885	3 „	30 „	12 „
1886	4 „	30 „	10 „
1887	4 „	30 „	10 „
1888	10 „	65 „	36 „
1889	5 „	25 „	10 „
1890	60 „	150 „	105 „
1891	30 „	75 „	48 „
1892	60 „	100 „	87 „
1893	100 „	150 „	120 „
1894	10 „	25 „	16 „
1895	10 „	30 „	25 „
1896	5 „	25 „	15 „
1897	5 „	40 „	20 „
1898	80 „	150 „	110 „

¹ Hermes u. Weigelt: a. a. O. Teil I S. 92 ff.

² Für die Jahre 1860—1898 verdanke ich die Angaben Herrn Hopfenhändler E. Cohn, Gardelegen, dem ich dafür zu Dank verpflichtet bin.

³ Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 137.

Bei hohen Hopfenpreisen wächst auch der Wert der Hopfendämme; es sind zuweilen ganz ungeheure Preise gezahlt.

So kostete 1881, als in Lüffingen ein Bauernhof „ausgeschlachtet“, d. h. in einzelnen Teilen verkauft wurde, 1 Morgen Hopfenland 3600 *ℳ*, während er sonst für 900—1000 *ℳ* zu haben ist. Auch in Berge wurde zu gleicher Zeit derselbe Preis gegeben. Das nächste Jahr hat die Ausgabe völlig gedeckt, denn bei durchschnittlich 10—12 Centner, wie der Hopfen damals brachte, und einem Preise von etwa 300 *ℳ*, trug der Morgen gegen 3600 *ℳ* ein.

Auch 1860 ist der Preis des Hopfenlandes sehr gestiegen.

Die Geschichte der früheren Zeit hat dafür auch ein Beispiel aufbewahrt. Während in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts 1 Stakhaufen Land mit 15—20 Thalern, d. i. also der Morgen mit etwa 180—240 Thalern bezahlt wurde, kostete er i. J. 1610 gar 110 Thaler, d. i. der Morgen etwa 1320 Thaler, also noch mehr als 1881. Wenn man bedenkt, welchen Wert das Geld damals hatte, so erscheint diese Summe ganz unglaublich.¹

Die Verbreitung des Hopfenbaus.

(Zugleich ein Begleitwort für die Karte.)

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß das Hauptgebiet des Hopfenbaus jetzt wieder, wie bis zum vorigen Jahrhundert, im Gardelegener Kreise gelegen ist und von diesem aus auf die drei übrigen altmärkischen Kreise übergreift.

Um 1840² wurde Hopfen gebaut im Gardelegener Kreise (s. S. 26 u. 27.) in den Wiesen- und Moorgegenden am Drömling, an der Ohre, der Milde und am Schaugraben; erwähnt wird von Hermes und Weigelt a. a. O. S. 391 auch „an der Uchte“. Es haben sich damals also auch in den Ortschaften Börgitz, Staats, Volgfelde, Vinzelberg, Käthen und Deetz, die noch heutzutage zu den Hopfendörfern gehören, Hopfendämme befunden. Allerdings wird an den einzelnen Stellen nur so wenig geerntet sein, daß der Ertrag kaum Bedeutung gehabt hat; denn bei der Aufzählung der einzelnen Dörfer des Kreises wird bei diesen nichts Näheres vermerkt, während sonst vielfach zu lesen ist: „die Einwohner treiben etwas Hopfenbau“.

Ebenso ist zu jener Zeit sicher Hopfen gebaut, obwohl sich darüber auch keine Aufzeichnung in dem angeführten Werke findet, in

¹ S. S. 12.

² Hermes u. Weigelt: a. a. O. S. 391 ff.

Wernstedt¹ (schon im vorigen Jahrhundert ein Hopfendorf), Faulenhorst, Winkelstedt, Wustrewe, Kakerbeck, Brüchau, Lockstedt, ferner im Süden in Jerchel, Potzehne,² Sachau, Tarnefitz, Kusay und Trippigleben.

Indem wir diese Dörfer den aufgeführten 36 hinzuzählen, ergibt sich die Richtigkeit der Angabe, daß neben den 16 Haupthopfendörfern des Kreises: Lindstedt, Lindstedterhorst, Klinke, Wollenhagen, Kassiek, Algenstedt, Seethen, Lotsche, Schenkenhorst, Estedt, Berge, Mieste, Miesterhorst, Dannefeld, Köckte und Röwitz noch „von einigen 30 anderen Gemeinden der Hopfenbau nur als Neben-erwerb betrieben wird“; es sind nämlich noch 39. Im ganzen Kreise sind es also 55 Ortschaften. Hinzukommt noch die Stadt Gardelegen, in der damals der Hopfenbau von den Brauern wieder aufgenommen wurde.

An diesen Kern schlossen sich im NO. die 8 Stendaler Dörfer am nördlichen Rande der Schaugrabenniederung: Krenkau, Berkau, Karritz, Neuendorf a. D., Könnigde, Wartenberg, Holzhausen und Badingen. Das dicht dabei liegende Schäplitz, das heute guten Hopfen liefert, wird nicht mit genannt; ja es heißt geradezu, daß im Kreise nur in den angegebenen Dörfern Hopfenbau getrieben wird.³

Im N. umfaßte der Hopfenbaubezirk den Rand des Kalbischen Werders und des „Großen Bruches“ im Kreise Salzwedel, wo besonders von den Gemeinden Altmersleben, Bühne, Butterhorst, Güssefeld und Zethlingen am stärksten gebaut wurde. In Kalbe selbst hatte dagegen der Hopfenbau damals fast ganz aufgehört.⁴

Auch vom Drömlinge her griff der Hopfenbau in den Salzwedler Kreis ein; an der oberen Jeetze und an der Ohre liegen 9 damals Hopfen, allerdings nur im geringen Umfange erzeugende Ortschaften, von denen Immekath die wichtigste war.

Nach S. schlossen sich die 9 im braunschweigischen Amte Kalvörde liegenden Dörfer sowie das als Hopfendorf bereits im vorigen Jahrhundert bekannte Satuelle an.

Außerhalb dieses zusammenhängenden Gebietes wurde ferner noch Hopfen gebaut in Tangeln und Käcklitz bei Beetzendorf, in Reck-

¹ Der Schulze Christoph Schultze bittet die Kammerdeputation in Stendal am 7. Dez. 1778 um einen Paß zur Ausfuhr von 100 Wispel Hopfen. S. S. 23.

² Der Schulze Conrad Könecke bittet am 9. Dez. 1778 um einen Paß zur Ausfuhr von 50 Wispel. S. S. 23.

³ Hermes u. Weigelt: a. a. O. S. 277.

⁴ Hermes u. Weigelt: a. a. O. S. 310—351.

im Hopfendamme vertraut waren, Anlagen gemacht. So hat z. B. in Rogätz ein Hopfengarten längere Zeit bestanden.

In der großen Mehrzahl der am Rande des Gebietes liegenden Ortschaften ist dem Hopfen allerdings nur eine geringe Anbaufläche gewidmet worden, im alten Anbaubezirke dagegen ist der Betrieb un-
gemein vergrößert.

Nach der angeführten Karte haben 1876 geerntet:

über 1000 Centner 10 Ortschaften: Badingen, Lindstedterhorst, Lindstedt, Kassiek, Kremkau, Berkau, Kalbe, Altmersleben, Schenkenhorst und Berge,

von 500—1000 Centner 17 Orte: Klinke, Wollenhagen, Seethen, Lotsche, Algenstedt, Hemstedt, Gardelegen, Estedt, Gr. und Kl. Engersen, Faulenhorst, Bühne, Güssefeld, Brunau, Karritz, Neuendorf a. D., Holzhausen. Hierzu ist auch das auf der Karte ausgelassene Dorf Lüffingen zu stellen;

von 100—500 Centner 56 Orte, unter diesen die Drömlingsdörfer,

von 50—100 Centner 20 Orte,

unter 50 Centner noch 8 Orte.

Durchaus zutreffend sind die Angaben nicht; es sind verschiedene Dörfer, wie Ipse, Ziepel u. a. m. ganz ausgelassen, und von den am Rande gelegenen Ortschaften, in denen überhaupt nur einige Centner gewonnen sind, sind die meisten nicht bezeichnet.

Nach den Mitteilungen des S. 28 erwähnten Kaufmanns Salomon haben i. J. 1882 mindestens 43 Orte mehr als 100 Centner Hopfen geerntet;¹ i. J. 1885 wurde die Ernte in mehr als 60 Orten auf 100 Centner und darüber geschätzt.

Von dem auf der Karte erkennbaren Umfange hat sich infolge der seit den 80er Jahren andauernd schlechten Preise, die vielfach die Arbeitskosten nicht einbrachten, bisher der Hopfenbaubezirk sehr verkleinert. Der Anbau ist eingestellt worden, wie ich aus zuverlässigen Quellen, meist an Ort und Stelle erfahren habe, in den Jahren

1876 in Klötze,

1878 in Cunrau,

1883 in Uthmöden und Velsdorf,

1885 in Tangeln,

1888 in Dönitz und Parleib,

1889 in Köbbelitz und Ahlum,

1890 in Jahrstedt, Germenau und Kusay,

¹ Dietrichs u. Parisius: a. a. O. S. 137.

- 1892 in Mellin und Rohrberg,
 1894 in Bandau, Sanne bei Arendsee und Jeseritz,
 1895 in Immekath, Ristedt, Peertz, Poppau, Beetzendorf, Sieden-
 Grieben, Zissau bei Arendsee, Goldbeck und Kalvörde,
 1896 in Darnebeck, Jeeben, Mechau und Elsebeck,
 1897 in Potzehne.

Für die meisten übrigen Ortschaften liefs sich das genaue Jahr der Einstellung nicht feststellen; es hat auch mehrfach vor dem endgiltigen Aufhören noch einmal eine Wiederaufnahme stattgefunden. Im N. ist der Hopfenbau gegen das Ende der 80er Jahre fast überall, jetzt überall aufgegeben worden. Er beschränkt sich augenblicklich auf ein Gebiet, das noch kleiner ist als das in den 40er Jahren. Aus dem Braunschweigischen ist er bis auf das Dorf Lössewitz, wo aber auch nur noch $\frac{1}{4}$ Morgen besetzt ist, völlig verschwunden, ebenso aus dem Ohre- und Jeetze-Gebiete, wo er doch lange Zeit bestanden hatte.

Überall findet eine weitere Abnahme statt, und wenn er in den Randdörfern hier und da noch in geringem Umfange gehalten wird, so ist die Veranlassung die Hoffnung, daß endlich doch einmal wieder bessere Jahre kommen werden. Die früheren Zeiten haben diese Hoffnung genährt, möge in Erfüllung gehen, was in Bezug auf den Hopfen in den Hopfendörfern gesagt wird:

„De Hoppen verlött sinen Herrn nich!“

Auf der Karte ist das heutige Gebiet durch die ~~~~~-Linie bezeichnet; es umschließt rund 125 Orte. Da auf ihr nur die Verbreitung des Hopfenbaus dargestellt werden sollte, ist von der Wiedergabe der Geländeformen im einzelnen sowie von den Wegen Abstand genommen. Die Kleinbahn „Goldbeck-Giesenslage“ ist irrtümlich bis Werben verlängert, die von Goldbeck nach dem Fährkrug und Sandau geplante als fertig eingetragen.

Anhang.

Bitt-Schrift des Garlebischen Biers.

An den Durchleuchtigen | Hochgebornen Fürsten und Herrn |
 Herrn Fridrich Ulrichen | Hertzogen zu Brunswick und Lünab. u. a. n.
 Aus dem Lateinischen nunmehr zur Lust ins Deutsche übersetzt.

Ich Tochter jener Stadt | die vielen ist bekandt |
 Von der | als Mutter | ich erst ward Garley genandt |
 Ich arme | soll nunmehr den grünen Elm verlassen |
 Und elend | und verzagt mein altes Wohnhauß hassen.

Der Fürst befielet diß aus Zorn | ob ich daran
 Zwar gar nicht schuldig bin | daß jeder sagen kan.
 Ich werde gnug geplagt | wenn der mir, der mich brauet |
 Gibt Wasser über maß | hergegen aber schauet |
 Wie er mag zu sich ziehn das Maltz | daß mir gehört.
 Bald folgt der Fuhrmann drauff | der gleichfals sehr versehrt,
 Da er mit Unglück mich vermischt und unbehandelt,
 Das schlechteste Brunnen-Naß in meinen Wein verwandelt.

Nun köm't noch grösser Schimpff | da man mich gantz verjagt |
 Und machet | daß von mir der gantze Pöbel sagt.

Ach schau'e | grosser Fürst | ach laß Dich | bitt ich | lencken |
 Und hör diejenen nicht | die Neid auff mich erdencken.
 Ich bin Dir ja bekandt; es schwebt mir noch im Sinn |
 Daß ich nicht selten Dir durch süssen Tau vorhin
 Die Lippen angenetzt | und Deinen Durst gestillet.
 Zu dem so hat das Lob mein Vaterland erfüllet |
 Daß auch Dein Eh-Gemahl | dem Du verknüpfet bist |
 In dessen Kreiß gebohrt und auffgezogen ist.

Und wann gleich diß nicht wer' | so kan ich doch erzwingen |
 Daß mir unzweifelhaft bey andern Gunst muß bringen.

Es loben mich zugleich Gelehrt' und Ungelehrt |
 Und ist fast keiner nicht der einen Trunk mehr ehrt |
 Und lieber trinckt | als mich. Wenn uns die edlen Reben
 Des Himmels Ungemach versagte mehr zu geben |
 So könnt Ich | wie von mir Sie alle Zeugen seyn |
 An ihrer Stelle stehn trutz auch dem besten Wein.
 Der gelb und weisse Senff gleich wie die Aerzte sagen |
 Reitzt faule Männer an | daß sie es frischer wagen.
 Bei mir ist gleiche Krafft | wer mich was häufig schmeckt |
 Der wird durch mich zum Werk nicht minder auffgeweckt.
 Die Frauen geben mir diß Zeugniß nach begehren |
 Weil meiner keine kan und keine will entbehren.
 Wird ich von hier verjagt | so wird in dieser Stadt
 Viel dünner gehen auff die kleine Kinder-Saat |
 Als sie zwar vormahls pflag. Und wenn mit solchen hauffen
 Inskünftig nun nicht mehr dergleichen kriegt zu tauffen
 Der Priester | der so wol die Kirche kan durchschreyen |
 So wird er ja voraus dann ser erschrocken seyn.
 Ihr Bürger | was ist das | was macht ihr | wird er sagen |
 Wenn ihr was junges habt | darfft ihrs zu mir nicht tragen |
 Ich mag nicht tauffen mehr. Mit Trauren seh ich an
 Daß keiner mehr von euch sein Amt bestellen kan |
 Ihr halben Männer ihr | die ihr gleicht jenen Alten |
 Die zu Nordhausen sich vor zeiten auffgehalten.
 Ihr Himel seht doch zu | daß solche Schand und Schmach
 Nicht komm auff diesen Elm | daß man ihm sage nach |
 Er sey gantz ohne Frucht. Solch Schimpff muß ja diejenen
 Im minsten treffen nicht | die sich zu mir gewöhnen

Und trincken reichlich aus die Gläser | die von mir
 Mit Hitz aus der Natur gefüllt sind nach Gebühr.
 Klapit das dünne Zeug laufft schleunig durch die Kehle |
 Und setzt sich in den Leib | daß es die Kräfte stehe |
 Der arge Rültzer-stanck | der Glieder Schwachheit kummt
 Nur einig davon her | wenss einer häufig nimbt.
 Drauff pflegt die Wassersucht | das stete Leib Aufschwellen
 Und aller Krankheit Arth sich endlich einzustellen.
 Ach gieb | O werther Fürst | doch selbst der Jugend Rath |
 Und laß nicht zu | daß sie zu trauren Ursach hat |
 Umb einen solchen Schatz. Wenn ich von hier muß ziehen |
 So werden alsobald auch viel von hinnen fliehen.
 So lieb | so angenehm bin ich der gantzen Schaar.
 Der Tichter kluges Volk | bin ich nun nicht mehr dar |
 Wird ohne mich forthin gantz kalte Vers' erzwingen.
 Ist nun der Schade schlecht | der daher wird entspringen?
 Ich redte gerne mehr | vor Leid bebt mir die Hand |
 Weh mir | so ich umbsonst mein Klagen angewandt!
 Es weiß diß mehr als wol der Rätthe gantzer Orden |
 In Deiner Gvelffen-Burg | daß nichts gesaget worden
 Von mir | als was auch wahr | man hebe zehnfach hoch
 Die Gos' und Zerbster-Bier | ein ander wird dennoch
 Mir geben gleiches Lob. Auff Deine Gnad' und Güte
 Ist all mein Wunsch gesetzt | so laß nun Dein Gemüthe
 Recht sehn | Du Helden-Sinn | und gönn mir Deine Gunst.
 Du wirst diß Gnaden-Werek | O Fürst | nicht thun umsunst.
 Ein ewig Ruhm wird Dir sich an die Seite setzen |
 Den keines Unglücks-Lauff muß nimmermehr verletzen.

Um J. F. Durchl. auff dero Julius- hohen Schule sämptliche Lehrer
 und Studirende wol-verdientes und ferner sich zu verdienen beflissenes
 Bier von Garleben.

Einige Bemerkungen über die Seen zwischen Havel und Elbe im Kreise Jerichow II.

Von

Dr. W. Halbfafs, Oberlehrer in Neuhaldensleben.

Das Arbeitsgebiet unseres Vereins ist bekanntlich sehr arm an
 Seen, deren hervorragendste Vertreter unstreitig der Arendsee in der
 Altmark und der Süfse See bei Eisleben sind. Unweit der Elbe findet
 sich sowohl oberhalb wie unterhalb Magdeburg eine Reihe seenartiger
 Gewässer, welche aber theils permanent, theils sporadisch bei Hochwasser
 mit ihr in direkter Verbindung stehen, so dafs sie wohl nicht als eigent-